Oesterreichischer Plutarch,

oder

Leben und Bildnisse

aller Regenten

und

der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates.

Von

Joseph Freyherrn von Hormayr.

Achtes Bändchen.

Wien, 1807.
Im Verlage bey Anton Doll.

Erste Abtheilung.

Oesterreichische Regenten.

XV.

Mathias.

XVI.

Ferdinand der Zweite.

J: Blaschke sc.

XV.

Mathias.

(Geboren am 24. Februar 1557 zu Wien, Statthalter der vereinigten Niederlande, 1577 am 7. Dezember bis 19. Dezember 1580, Regent in Oesterreich und Mähren 1608, durch Vertrag mit seinem Bruder Kaiser Rudolph, König in Ungarn 19. November, König in Böhmen am 24. May 1611, erwählt zum römischen Kaiser in Frankfurt am 3. Juny, gekrönt am 24. Juny 1612, starb zu Wien am 20. März 1619. Gemahlin: Anna, Tochter Erzherzogs Ferdinand von der tirolischen Linie, von seiner zweyten Gemahlin, der mantuanischen Katharina, geboren zu Innsbruck am 4. October 1585, vermählt am 4. Dezember 1611, starb zu Wien am 18. Dezember 1618. Diese Ehe war kinderlos.)

Schon in den ersten Knabenjahren zeigte sich in Mathias jene, von seines edelmüthigen Vaters heroischer Ruhe, von der Unentschlossenheit und

Schwäche seines Bruders Rudolph, so weit verschiedene, vorschnelle Lebhaftigkeit, jener feurige Thatendurst, jenes unruhige Streben nach einem immer grösseren Wirkungskreise, das sein ganzes Leben hindurch, seinem Hause und ihm selbst so wenig frohe Stunden bereitet hat.

Auger Gislain Busbek (wir haben seiner bereits im Leben Ferdinands des ersten umständlich gedacht), Gelehrter, Staatsmann, Held, obgleich er nie ein Regiment kommandirt hat, war sein Erzieher.

Ihn beseelte die Hoffnung, Mathias werde einst ein grosser Feldherr werden, und wirklich hatte die Natur diesen Prinzen freygebig mit Anlagen ausgestattet, die die Bedingungen und Mittel dieses grossen Berufes sind.

Busbek, der das halbe Leben unter den Türken hingebracht und jenen Groll wider sie im Busen hatte, der gegen stumme Uibermacht und gegen blinde Unterdrückung im Herzen jedes Biedern, und zumal im Herzen des Patrioten lebt, wenn jene allgemeine Gefahr, zugleich besondere Gefahr des Vaterlandes ist, machte es zu seiner ersten Sorge, den Prinzen planmäßig zum Ueberwinder der Osmannen zu bilden, und wer war wohl mehr dazu geeignet, als er? — Mathias ergriff seines trefflichen Lehrers Plan mit all seinem natürlichen

Feuer. So ergab er sich den ritterlichen Spielen und kriegerischen Vorübungen, daß Busbek genöthiget war, ihn darinne zu beschränken. Erholung wurde nun, was vorhin Aufgabe gewesen, erst dann war dem Erzherzog wieder verstattet, ein Carousel anzustellen, sich in den Waffen zu üben und andrer militärischer Wettspiele zu pflegen, wenn Busbek Ursache hatte, mit seinen Fortschritten in dem höheren, wissenschaftlichen Theile des grossen Handwerkes zufrieden zu seyn. Dahin rechnete er, die Anfangsgründe der Mathematik, die Erd- und Völkerkunde, die Sprachen, (ohne die eine große Thätigkeit gar nicht, oder nur mit Zeitverlust errungen werden kann), endlich die Geschichte, als das getreueste Vorbild der Gefahren, welche die Machthaber der Vorzeit bestanden und wie sie solche bestanden. Er hielt Mathias an, kein Detail für zu gering oder seiner unwürdig zu achten, aber er begrub ihn keineswegs so sehr in die Formen der Geschäfte, daß er — was nicht selten geschieht, — über dem Mechanischen den Geist, — über dem Gewohnten, des Außerordentlichen launenhaftes, wechselvolles Spiel, — daß er über dem Detail hätte vergessen können, was ganz vorzüglich der Feldherrn und Fürsten Sache ist, die Uebersicht.

Die gänzliche Verschiedenheit der Geistesgaben, Leidenschaften und des ganzen Wesens zwischen beyden Brüdern, Rudolph und Mathias, hatte sie, frühzeitig schon, voneinander entfernt. Die

Vorliebe des Vaters für Mathias, trug wahrlich nichts dazu bey, diese Abneigung zu mindern. Rudolphs Erziehung in Spanien, am finstern, argwohnsvollen, bigotten Hofe Philipps II., während Mathias unter des Vaters Augen in Deutschland blieb und die alte, offne, leutselige, treuherzige Biederkeit der Habsburger als Prälegat erhielt, vollendete die von Kindesbeinen an unverkennbare Verschiedenheit zwischen beiden Fürsten; — und wirklich nährte Rudolph von der Wiege bis zum Grabe, wider Mathias jenes Mißtrauen, jene zurückstossende Kälte, jenen kleinlichten, allzusichtbaren Groll, welche den letzteren in der Folge von einem unfreundlichen Schritte wider seinen Bruder und Kaiser zum andern trieb, und endlich Rudolphen ein Ende bereitete, wie es vor und nach ihm Eduard II. und Richard II. durch Isabellen und Mortimer und durch Heinrich von Lancaster, Heinrich IV. von Castilien durch Alfons, Alfons VI. von Portugall durch die treulose Franziska Elise von Nemours und den Bruder Peter II. erfahren haben.

Die Mißhelligkeiten brachen aus und noch war es kein Jahr, daß der edle Maximilian, nach seinem Wunsche, aus einer verderbten, sich selbst zerfleischenden, Recht und Eintracht verhöhnenden Welt in eine bessere hinübergegangen.

Mathias, welchem Rudolph, aus unseligem Argwohn jede, seinem Stande und seinen Fähig-

keiten angemessene Beschäftigung auf eine, nicht sehr schonende Art versagt hatte, beschloß aufgebracht, sich das, wenn Zeit und Umstände günstig wirkten, selbst zu verschaffen, was er von seinem Bruder vergeblich gebeten hatte.

In dieser wohl zu entschuldigenden Aufwallung traf ihn ein sehr verführerischer Antrag. Eben hatte die Genter Pacifikation ein neues, wenn schon loses Band um den Verein der Niederlande geschlungen, täglich gieng Oraniens Ansehen mehr der Diktatur entgegen. Don Juan d'Austria, der neue Statthalter Spaniens, war beinahe von allen Partheyen, im gleichen Grade gehaßt und gefürchtet, aber nicht minder war es Oraniens Präponderanz, eben unter dem reichsten und mächtigsten Brabanter Adel, der sich durch die Ernennung des Fremdlings zum Ruwaard dieser schönen Provinz, aufs empfindlichste zurückgesetzt glaubte. Der Herzog von Arschott und sein Bruder der Marquis von Havre, standen an der Spitze dieser Parthey. In tiefer Stille sendeten sie geheime Abgeordnete nach Wien. — Unter wohl ersonnenen Vorwänden näherten sich diese unbemerkt dem Erzherzog Mathias und stellten ihm vor, die Erhaltung der Niederlande für das Haus Habsburg und für die spanische Krone, die Rettung der katholischen Religion gegen die reißenden Fortschritte der neuen Lehre, hange einzig davon ab, ob er, ein Prinz des Hauses, des Kaisers und Mittlers Bruder, von dessen Ei-

genschaften der allgemeine Ruf, so günstig verlautet habe, sich entschlöße, die Statthalterschaft zu übernehmen. Wie sollte der feurige, beschäftigungslose, zurückgesetzte Mathias in diesen Vorschlag nicht eingehen? — Wohl überzeugt, daß Rudolph ihm nie erlauben werde, diesen Antrag anzunehmen, entwich er heimlich aus Wien, — und er hatte sich nicht geirrt, denn spornstreichs ließ der Kaiser ihm nachsetzen, und an alle Stände der vordern Kreise ergiengen mit Eilbothen Requisitionen, ihn anzuhalten, aber zu spät. Einen noch viel größeren Unwillen über diesen Schritt zeigte König Philipp und er verhehlte seinen zwar ganz grundlosen Argwohn nicht, der Kaiser habe um diesen Schritt gewußt, welchen er als den feindseligsten Eingriff in seine Rechte und als eine Art von Anerkennung der Vorgänge der belgischen Mißvergnügten betrachtete.

Verzweifelt war die Lage des mit den beyden Häuptern seines Hauses zerfallenen Erzherzogs dadurch, daß jene geheimen Abgeordneten ihn betrogen hatten und seine Ankunft den Ständen, aus denen die Wenigsten etwas davon gewußt hatten, nichts minder, als willkommen war. Vielmehr entstanden nun erst neue heftige Bewegungen, einige wollten sich mit Don Juan vergleichen, andere den französischen Prinzen Franz von Anjou, Bruder Heinrichs III. zu ihrem Haupte erklären. Nur die Ungewißheit, ob der Kaiser, der wirklich eine Vermittlung wünschte und solche bereits übernom-

men hatte, nicht gleichwohl einen geheimen Antheil an Mathias Reise gehabt habe? — und nur die Furcht, es durch dessen Zurückweisung, mit Rudolphen gänzlich zu verderben, entschied für einen (gleichwohl nicht ehrenvollen) Mittelweg, der überdieß vieljährigen Kaltsinn zwischen den, so enge verwandten und verbündeten Höfen von Wien und Madrit herbeyführte und zu guter Letzt, Oraniens Gegenparthey, die einzige Urheberin jener Intrigue, von ihrem Ziel nur noch weiter entfernte.

Es wurde nemlich Don Juan förmlich abgesetzt, Mathias mußte eine harte Kapitulation unterzeichnen. Oranien blieb Ruwaard von Brabant und der Erzherzog war darüberhin genöthigt, ihn zu seinem Lieutenant und Generalvikar in der allgemeinen Statthalterschaft zu ernennen.

Don Juan und Alexander Farnese begannen mit ihren spanischen und italienischen Völkern offne Fehde wider die Stände. Mathias konnte bey seiner, jeden Augenblick mit sich selbst widerstreitenden Lage, gar nicht die über alles nothwendige Festigkeit und keinen Zusammenhang in seinen Maaßregeln entwickeln. Er hatte den Titel, Oranien die Macht. Die Jesuiten weigerten sich, Mathias als souverainem Statthalter zu huldigen und wurden vertrieben. Die Protestanten bathen um Gewissensfreyheit und wurden abgewiesen, sie setzten sich mit Gewalt in den Besitz derselben und

nun gestand man sie ihnen zu. Der Erzherzog hatte bey weitem nicht genug Ansehen und Macht, um eine Versöhnung der Stände mit Spanien zu erwirken, und Philipp wollte auch gar keine Versöhnung und keinen Vermittler, nur unbedingte Unterwerfung, blutige Rache. Als die Stände sahen, sie würden Mathias nie zu einem Schritte wider Philipp und somit wider sein Haus vermögen, so gedachten sie alsogleich auf seine Absetzung. Ihr Vorhaben ahndend, legte Mathias (am 19. Dezember 1580) seine Würde nieder und sprach scheidend (am 22. Jäner 1581) in der Versammlung zu Antwerpen, ein weises und ernstes Wort zu den Ständen, über das Unrecht und die Gefahr auf ihren Widersetzlichkeiten zu beharren und sich vom spanischen Namen auf ewig loszureißen.

Er verließ die Niederlande mit einer schrecklichen Empfindung. Die Protestanten nicht zu Freunden, seinen Bruder, seinen Oheim, viele katholische Reichsfürsten zu Feinden, wußte er gar nicht, wohin er sich wenden sollte. Wie ein Almosen, trugen ihm die Stände einen Jahrsgehalt von 50000 Brabanter Gulden an, der aber bald gar nicht mehr ausbezahlt wurde. Schadenfroh suchte Oranien ihm das eben dazumal ledig stehende Bißthum Lüttich zu verschaffen, aber die Wahlgesandten des Kaisers und des Königs von Spanien, hatten Befehl ihm die Exklusivam zu ertheilen, auf den Fall, daß die

Domherren auf keine andere Weise abzuhalten wären, ihm ihre Stimmen zu geben.

Trostlos warf sich Mathias nun in die Arme seiner Mutter und beschwur sie durch unzählige Briefe, ihn mit dem Kaiser und mit ihrem Bruder König Philipp wieder auszusöhnen. Endlich vergab ihm Rudolph und er verließ auf der Stelle (am 29ten Oktober 1581) Antwerpen, wo er seither als Privatmann gelebt hatte und begab sich nach Linz. Der Kaiser schlug es beharrlich ab, ihn zu sehen und schränkte ihn so sehr ein, daß er ohne sein Vorwissen nicht einmal einen seiner Bedienten strafen oder abdanken durfte. Diese harte Begegnung drang ihm so in die Seele, daß er, um dem Kaiser jeden gegründeten Anlaß ferneren Mißtrauens zu benehmen, sich erboth, auf alle seine Ansprüche auf die Erblande, oder auf Auszeichnung eigener Länder zur Verwaltung und zum Nutzgenuße (wie solches im Erzhause bisher vielfältig gepflogen worden) feyerlich Verzicht zu leisten, wenn ihm Rudolph nur die Stadt und Herrschaft Steyer im Lande ob der Ens mit völliger Freyheit zu seinem Unterhalte abtreten wollte. Aber so sehr hatte der Argwohn in des Kaisers Seele Wurzel gefaßt, daß auch diese kleine Bitte kein Gehör fand.

Im Jahre 1587, nach dem Tode Stephan Bathory's kam er bey der polnischen Königswahl in

Vorschlag, aber der Kaiser unterstützte gegen ihn den jüngern Bruder Erzherzog Maximilian.

Endlich bewogen die unaufhörlichen Bitten der Kaiserinn Mutter Rudolphen, ihm die Statthalterschaft Oesterreichs und gleich darauf statt derselben das Kommando in Ungern zu vertrauen, — aber das letztere hatte so wenig einen Bestand, als das erstere. Bald nahm der Kaiser es ihm wieder und übertrug es (1595) dem Grafen Karl von Mannsfeld und als diesem die Belagerung von Gran das Leben gekostet hatte, (1596) dem Erzherzoge Maximilian. Seinen Unmuth gewaltsam in sich pressend, diente Mathias theils unter, theils neben diesem, endlich gab ihm die Noth, da Niemand mehr ein Kommando übernehmen wollte, dasselbe wieder und er führte es mit Einsicht, Treue und Muth.

Wie gleichwohl alles dieses Rudolphen nicht hat versöhnen können, wie er beschloß, ihn der Erbfolge zu berauben und selbe zuerst seinem Vetter Erzherzog Ferdinand von Gratz, sohin seinem Bruder Leopold zuzuwenden, wie Mathias dadurch aufgeregt, ihm nacheinander Oesterreich und die Krone von Ungern und Böhmen, mit gewaffneter Hand abgedrungen, welch bemitleidenswerthes Ende Rudolphs Regierung genommen habe, das alles ist bereits im Leben desselben vorgekommen.

Nach seinem Tode wurde Mathias zum Kaiser erwählt, ohne eine Spur des hartnäckigen Widerstandes, den die kurz vorhergegangenen Bearbeitungen des ermordeten Heinrich IV., die fortdauernden der protestantischen Union, allerdings vermuthen ließen. Seine Brüder Maximilian und Albrecht lehnten die Anwürfe ab, die ihnen deßhalb geschehen waren. Eine Pracht war bey dieser Krönung, eine Menge der in Person anwesenden Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, daß es wahrlich schien, als hätte man auf ein halbes Menschenalter hinaus von einander Abschied nehmen wollen.

Unmittelbar auf die Regierungsveränderung folgte der Regensburger Reichstag, vom Kaiser angesagt, damit die gehemmte Reichs-Justiz wieder in Lauf gebracht, die Reichsmatrikel ergänzt, die Münzmißbräuche abgestellt, das wechselseitige Mißtrauen und die leider daraus entsprungene Verfassung und Gegenverfassung*) zu Ende gebracht und der Türken friedbrüchigem Vorhaben begegnet werde.**)

---

*) Die Union nemlich und die Ligue oder der Bund der akatholischen und katholischen Stände.

**) Neue Stillstandsstöhrungen waren geschehen, der siebenbürgische Fürst Gabriel Bathory vertrieben, und der rastlose, listige Gabriel Bethlen (insgemein Bethlen Gabor, ein verjüngter Mithridat) an seine Stelle erhoben.

Auf dieser Versammlung geschah zum erstenmale (wovon der Reichstag von 1608 nur ein Vorspiel gewesen) eine förmliche Trennung zwischen Katholischen und Protestanten, weil jene den Vortheil der Majorität nicht aus den Händen lassen, diese aber sich in Sachen der Religion oder solchen, die sie gar zu gerne unter dem Vorwande der Religion durchsetzen möchten, auf keine Weise überstimmen lassen wollten.

Mathias, seines Vaters Beyspiel unverrückt im Auge, wünschte nichts so sehr, als eine Vereinigung — und wäre es leider zu dieser zu spät, doch die Erhaltung des inneren Friedens. Den offenen Bruch wünschte er um jeden Preis zu vermeiden, so heftig ihn auch die Ligue dazu antrieb.

Denkwürdig bleibt, was über diese seine höchst gefährliche Lage sein Vertrauter, der Bischof von Wien, Melchior Clesel schrieb: „Wollte Gott, wir könnten die Stände im Reich vergleichen! Den nehme ich zum Zeugen, daß ich mit meinem Blut und Leben solches gerne befördert gesehen und noch sehen wollte. Wo man aber einerseits durchaus von keiner Vergleichung oder Composition und Tractation etwas hören, und andererseits ohne selbe nichts eingehen will, sehe ich nicht, wie solches der Kaiser als der Dritte entgelten soll. Dabey erzeigt sich der Unterschied, daß die Katholischen zwar bey ihren Grundsätzen stehen bleiben, aber für den Kaiser thun

was

was sie können. Der andere Theil bleibt auch bey seinen Prätensionen, laßt es aber dem Kaiser entgelten; will also diesen strafen, der doch nichts verschuldet hat. Beyde rühmen sich der Affection und Devotion gegen den Kaiser. Der eine (katholische) erzeigt es aber in Werk und Worten, der andere (protestantische) aber bisher blos im Willen." —

Bey so zweydeutigen Verhältnissen blieb Mathias keine andere Wahl, als die religiösen Faktionen wenigstens im Umfange seiner Erblande unschädlich und für die gemeine Sache so thätig als möglich zu machen, andererseits, sich durch Verträge Ruhe, oder durch Bündnisse vermehrte Kraft zu verschaffen. Letzteres wurde durch die Allianz mit Pohlen (am 23. März 1613) und späterhin durch die Erneuerung des türkischen Waffenstillstandes auf zwanzig Jahre (am 14. Juny 1615, am 1. May 1616 und am 27. Februar 1618) wiewohl langsam, unvollständig, unzureichend vollführet.

Noch ungünstigere Aussichten gewährte die entschiedene Tendenz der (freylich nicht immer mit der nöthigen Klugheit und Schonung behandelten) Protestanten in Oesterreich, Ungern und Böhmen, unter sich eine eigene, unabhängige Conföderation und somit einen Staat im Staate zu bilden. Wegen der verlangten Türkenhilfe beriefen sie sich wider alles Herkommen und gegen ihre eigenen, früheren Erklärungen auf eine Versammlung aller Länder.

Im Wahne, der Hof suche sich nicht so fast gegen die Türken, als gegen sie selbst zu bewaffnen, trachteten auch sie darnach, eigenmächtige Rüstungen anzustellen, deren doppelschneidende, gefährliche Gestalt Niemand besser zu würdigen wußte, als Mathias, der mit der Hilfe des sogenannten „böhmischen Defensionswerkes" seinen Bruder Rudolph gezwungen hatte, die Regierung niederzulegen. Allerdings war es unter solchen Umständen sehr bedenklich, zu thun was der Kaiser that, eine allgemeine Versammlung der Stände auszuschreiben, aber sein geheimer Rath, hatte mit Recht dafür gestimmt: „es solle Ihro Majestät ihr heroisches Gemüth — nit fallen lassen, sondern sich in desperatis, desperatorum remediorum gebrauchen, das ist, die allgemeine Zusammenkunft der Länder lieber vor sich gehen, als sich in Ansehung der Türken unbereitet finden lassen."

Vergeblich legte man den Ständen dar, welche furchtbare Folgen der Verlust der Wallachey, der Moldau und Siebenbürgens nach sich ziehen müsse. Seit Ferdinand I. hätten alle Kriegsmänner als unabänderlichen Grundsatz aufgestellt, eher alles zu wagen, als Siebenbürgen und mit demselben zugleich Niederungern aufzugeben. —

Die ständischen Abgeordneten entschuldigten sich mit der Unzulänglichkeit ihrer Vollmachten, riethen höchlich, den Feind ja nicht zu reitzen und es lie-

der beym dermaligen Stande der Sachen bewenden zu lassen, um nicht noch einen schlimmern herbeyzuführen.

Der Kaiser wendete die augenblickliche Gefahr auf einem Wege, den er auch ohne jene demüthigende Zusammenkunft hätte einschlagen können, durch den bereits oben erwähnten Waffenstillstand mit der Pforte.

Während der jülichische Erbfolgestreit immer verwickelter und das Land der Waffenplatz der Spanier und Holländer wurde, während gegen Aachen, wegen wiederhohlter Gewaltthätigkeiten der Protestanten und gegen die Versuche der Stadt Mühlheim, den Handelsreichthum des nahen Cölln an sich zu ziehen, geschärfte Mandate ergingen und die Gemüther noch schwieriger machten, entstanden daraus nicht weniger weit aussehende Bewegungen, daß der Kaiser aus seiner Ehe keinen Nachfolger zu hoffen hatte. Der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian, wendete, vereinigt mit seinem Bruder Albrecht alles an, die Thronfolge im Reich sowohl, als in den Erbstaaten, dem Erzherzog Ferdinand aus der Steyermark zuzuwenden. Das erstere scheiterte, theils an den Bedenklichkeiten der Kurfürsten, theils an des Kaisers eignem Widerwillen, sich bey lebendigem Leibe einen Erben zu geben, von dem es allzubekannt war, wie gerne er nach eignem Sinne und ungetheilt herrsche. Den-

noch wurde Ferdinand (ohngeachtet Graf Heinrich Mathias von Thurn und der Schlesier Colonna von Fels, Bedenken dagegen erhoben) fast einstimmig als Thronfolger in Böhmen erkannt (9. Juny 1617) und (29. Juny) gekrönt. Von Prag erhob sich der Kaiser, mit Maximilian und Ferdinanden, nach Dresden zu dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, um seine Stimme sowohl, als jene von Pfalz und Brandenburg zur vorhabenden römischen Königswahl Ferdinands zu gewinnen; aber diese Hoffnung ging nur theilweise in Erfüllung und die Hoffnung, die man sich von des eben verwittweten Ferdinand inniger Bekanntschaft mit Hedwigen, Wittwe des Kurfürsten Christian II. und Schwester des dänischen Königs Christian IV. machte, scheiterte am Ende, als wirklich schon eine Heirath zu Stande kommen sollte, doch wieder an der Ungleichheit der Religion.

Aus dem Leben Rudolphs *) sind die Umstände bereits bekannt, unter welchen die protestantischen Stände in Böhmen, zur Sicherstellung ihrer Glaubensfreyheit, den sogenannten Majestätsbrief erhalten haben. Billig hätte man hoffen sollen, dadurch den Keim des Mißvergnügens, innerer Unruhen und gefährlicher Selbsthilfe hinweggeräumt zu haben, aber diese Hoffnung trog und bald erhob sich in Böhmen dieselbe Streitigkeit, welche zuvor schon im deutschen

*) Siehe das VII. Bändchen.

Reiche, genug des Unheils und der Verwirrung her- vorgebracht hatte. Man hielt nemlich strenge dar- auf, daß durch den Majestätsbrief (so wie im Rei- che durch den Religionsfrieden) nur dem Ritter- und Herren-Stande und den königlichen Städten die freye Religionsübung, keineswegs solche aber auch den Unterthanen gestattet und ihnen erlaubt sey, neue Kirchen und Unterrichtsanstalten zu errichten, wider den Willen des Landesfürsten oder der Herr- schaft.

Aus dieser Ansicht (welcher wohl niemand den Vorwurf machen kann, sie sey liberal und dem fortschreitenden Bedürfniße der Zeit angemessen ge- wesen) waren in Deutschland wohl an tausend Kirchen und Schulen den Katholiken von ihren pro- testantischen, den Protestanten von katholischen, den Reformirten von ihren lutherischen Landesher- ren weggenommen worden, ohne daß diese, im strengen Buchstaben des Religionsfriedens gegrün- dete Handlung, bedeutende innere Bewegung ver- anlasset hätte; — und daß das nemliche mit zwey Kirchen in Böhmen geschah, das war der unmit- telbare Anlaß des fürchterlichen dreyßigjährigen Krieges.

Den protestantischen Unterthanen des Prager Erzbischofs und des Abtes zu Braunau wurde nem- lich von ihren Gutsherren untersagt, neue Kirchen daselbst zu bauen; sie liessen sich jedoch durch das

Verboth wenig stöhren und bauten mit Gewalt fort. Als der Bau vollendet war, erschien eine kaiserliche Commission und beyde Kirchen wurden gesperrt.

Dazu kam, daß die Katholiken, allzufrüh triumphirend über die Anerkennung Ferdinands als Thronfolger in Böhmen, unvorsichtig genug waren, der Akatholischen nie schlummernden Argwohn, durch unkluge und herausfordernde Aeußerungen, unaufhörlich zu reitzen: „Novus Rex, nova lex!“ war ihre Losung. — „Unter Ferdinanden werde der königliche Prokurator (Fiskus) kaum so viel Zeit haben, daß er nur die Strafgelder einnehmen möge.“ Der reiche Münzmeister zu Kuttenberg, Ferdinands eifrigster Anhänger, sagte ganz laut: „es würden bald mehreren die Köpfe herunter müssen, als nemlich dem Grafen Thurn und Schlick, Wilhelmen von Lobkowitz, dem Ziegenbart, (Wenzeln von Budowa). Etlicher schöne Güter würden in andere Hände kommen und dabey mancher arme Gesell sich gar wohl befinden, der Majestätsbrief sey kraftlos und null, als ein eitel Werk des Zwanges und der Noth.“

Nicht minder unvorsichtig war es, in diesem Augenblicke, dem Grafen Thurn, dem Magneten, der durch eine unerklärte Kraft, alle unruhigen Köpfe an sich zog, das Burggrafenamt zu Carlstein abzunehmen, womit die Verwahrung der böhmi-

schen Krone und der Freiheitsbriefe verbunden war. Er hatte noch eine andere Stelle, die der Hof ihm nicht nehmen konnte und durch die er demselben weit gefährlicher war, die eines Defensors der Protestanten (oder wie die Böhmen es lieber nannten, der Utraquisten.) Es war kein geringer Fehler, ihm die Stelle zu nehmen, die ihn allein noch in einiger Abhängigkeit vom Hofe erhielt, ihn zu reitzen und durch die allzu offne Angabe seines Vergehens, (daß er nemlich von der Wahlfreyheit der böhmischen Krone allzukeck gesprochen) ihn in den Augen seiner Parthey, zum Märtyrer zu qualifiziren und sie noch in eben dem Masse fester an ihn zu ketten.

Thurn, (kein Böhme, sondern aus einem alten görzischen Hause und nur Erbe einiger, nicht sehr bedeutender Güter seiner Mutter in Böhmen) ehrgeitzig wie Hussynecz und Podiebrad, schlau, unermüdlich, nichts weniger als ängstlich in der Wahl seiner Mittel, ein tapferer und gebildeter Soldat, aber stets unglücklicher General, dachte nun nichts als Rache — und die Gelegenheit sie zu kühlen, fand sich bald. Als Defensor, bewirkte er eine außerordentliche Versammlung zu Prag, durch sechs Personen aus jedem Kreise (und unter diesen noch zwey von jedem der drey Stände) beschickt. Der Kaiser, von dieser gefährlichen Zusammenkunft unterrichtet, erließ unterm 21. März ein ernstes, aber durchaus väterliches Abmahnungs-

schreiben an die Stände. Durch Mittel aller Art gelang es Thurn und seinem zahlreichen Anhang, das Offene und Wohlmeinende dieses Schreibens verdächtig zu machen und durch die Deutung jener Stellen, welche einigermassen als drohend (doch nur gegen die Häupter und Urheber) angesehen werden konnten, auf jeden Theilnehmer, auf alle Protestanten Niedergeschlagenheit, Furcht, Haß, Rüstung zur vermeinten Nothwehr zu erzeugen.

Aber noch lag es nicht im Plane Thurns, die Blutfahne der Empörung öffentlich aufzustecken, von Stuffe zu Stuffe, ohne daß sie selbst es wußten, weiter und weiter, führte sie seine arglistige Rachgier. Insbesondere bediente er sich dazu des zwar längst verbrauchten Kniffes, die Person des Kaisers von jener der Minister zu trennen. — „Nicht Mathias, die Statthalter zu Prag hätten jenes gefährliche Schreiben aufgesetzt. Von ihnen komme zunächst die Gefahr, an ihnen sey billig zunächst die Rache!"

Diese boshafte Wendung machte bey dem grossen Haufen, um so lebhafteren Eindruck, als die Statthalter (Jaroslaw Borzita Freyherr von Martinitz, an Thurns Stelle Burggraf zu Carlstein, der Kammerpräsident Wilhelm Slawata von Neuhaus, Adam Herr von Sternberg, oberster Burggraf, Zdenko Poppel von Lobkowitz, oberster Kanzler) für erklärte Feinde der

neuen Lehre bekannt waren. Die alles vergrössernde Furcht, sagte von den beyden ersteren, sie hätten ihre Unterthanen mit Hunden in die Messe gehetzt, sie durch Versagung der Heirathserlaubniß, des Kaufes und Verkaufes, ja selbst des Begräbnisses gezwungen, zur katholischen Lehre überzutreten.

Am 23. May 1618 erschienen die Deputirten zahlreich bewaffnet, ungestüm auf dem königlichen Pragerschloß, drangen trotzig in den Saal, wo die Statthalter versammelt waren, und verlangten drohend, zu wissen: „ob sie, — da dieses schwere und nachtheilige kaiserliche Schreiben konsultirt worden, — ihre Stimmen dazu ergeben und dasselbe approbiren helfen"? — Die Statthalter schwiegen bestürzt, endlich nahm Sternberg das Wort: „darauf zu antworten zieme ihnen nicht, da nicht alle Glieder der Statthalterey versammelt seyen. Diese kurze Zeit möchten die Stände noch Geduld tragen und sich aller Gewaltthätigkeiten enthalten." — Umsonst; Sternberg und Lobkowitz wurden am Arme ergriffen und in ein anderes Zimmer geführt, — aber Martinitz, Slawata und der Sekretär Fabricius weniger gefürchtet, mehr gehaßt und in keinen so mächtigen Familienverbindungen stehend, aus dem Fenster, achtzig Fuß hoch, in den Schloßgraben hinuntergestürzt; *) — „so hätten es auch die Römer mit

*) Keiner nahm Schaden von diesem fürchterlichen Sturz. Dieß Wunder, so meinte man damals, er-

den Unterdrückern der Freyheit, so hätte es das Volk Gottes mit Jezabel, der Feindin seines Glaubens gemacht, das sey alte Sitte unter der böhmischen Nation."

Das Loos war hiermit geworfen, kein Rücktritt möglich, der Schritt war gethan, der nimmer verziehen werden konnte. Um so weniger konnten die Stände mehr auf halbem Wege stehen bleiben, um so grösser mußte ihr Verlangen seyn, ihr Schicksal um jeden Preis zu bestimmen, zu sichern. Das hatte Thurn gar wohl gewußt, und darum sie so stufenweise hingelockt an den Abgrund, wo den Schwindelnden keine Wahl mehr übrig blieb.

Das Erste der Aufrührer war, die Vertreibung der Jesuiten. In einer überall verbreiteten Flugschrift, klagten sie dieselben an: „Jeder wüßte, wie viel Aufruhr und Veränderung das Königreich seit ihrer Einführung habe ausstehen müssen, als welche blos dahin trachteten, den römischen Stuhl zu befestigen, und alles unter ihre Gewalt zu bringen, wozu sie solcher Mittel sich bedienten, daß sie hohe Potentaten gegen einander verhetzten, unter den Landständen Empörung und Aufruhr anrichteten, sonderlich an den Orten, wo Uneinigkeit in der Re-

---

klärt sich ziemlich ungezwungen daraus, daß sie auf einen Misthaufen fielen.

ligion herrschte; überhaupt aber Obrigkeiten wider die Unterthanen, und Unterthanen wider die Obrigkeit aufrührisch machten, mörderische Herzen mit Verheissung der Seligkeit und Erlösung aus dem Fegfeuer, gegen Könige, die ihrem bösen Rath nicht folgen wollten, anführten, durch die Beicht alles erforschten und sich der Gewissen so anmaßten, daß selbige ohne ihren Willen auch das Gute nicht verrichten durften. Nach dem Beyspiel der Tempelherrn hätten sie grosse Güter an sich gebracht, in das politische Regiment sich gemischet und gelehret, daß denjenigen, so nicht der römischen Kirche zugethan, kein Glaube zu halten sey."

Die Jesuiten wichen mit männlicher Ergebung aus Böhmen. Bald antworteten sie: „Niemals hätten sie etwas anderes gesucht, als ihrem Berufe getreu, die katholische Religion zu verfechten. In dem Pabst erkennten sie eine doppelte, geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit. Um die letztere bekümmerten sie sich wenig, aber rechneten es sich zur Ehre, Alles des Pabstes geistlicher, von Gott verliehener Gewalt, unterwürfig zu machen. Daß sie den Königsmord predigten, sey bloße Verleumdung. Beichte zu hören fordere ihre Pflicht, sie übten solches aber blos nach dem Geiste der Kirchen-Satzungen. Der Vergleich mit den Tempelherren sey um so grundloser, als sie weltkündig in Böhmen nur jährlich 10,000 Goldgulden und dafür mehrere

Collegien und über 200 Personen zu erhalten gehabt hätten.“

Man stand nun an der großen Frage, ob den Rebellen Gewalt mit Gewalt zu erwiedern seye? Unübersehbare Hindernisse schienen sich hier in den Weg zu thürmen, schienen Duldung und Nachgiebigkeit um jeden Preis anzurathen. Alle Angelegenheiten der Protestanten waren ihnen gemein, beunruhigte man die böhmischen, so hatte man es zugleich mit den mährischen, schlesischen, ungarischen und österreichischen zu thun. Ganz Deutschland hatte die Hussiten nicht überwinden können, wie nun die Utraquisten bändigen, die von der Union, und von allen ihren Glaubensbrüdern unterstützt wurden? Diese wichtigen Gründe stimmten Mathias sowohl, als seinen allvermögenden Rathgeber, Bischof Clesel, zur Güte, und zum Frieden; aber der in Spanien erzogene unerschütterliche Erzherzog Ferdinand dachte ganz anders, übergab ein ausführliches Bedenken und drang darinnen auf bewaffnete Rache. *)

*) Seit die Ketzer in Böhmen eingerissen (das ist der Auszug dieses Bedenkens) habe allzeit Rebellion und Zusammenrottung vorgeschlagen; da man dagegen auf Seite der katholischen Obrigkeit, allzeit die Güte, Gnade, das Nachgeben, Weichen, und sich dieser ungehorsamen Unterthanen Willen accomodiren gebrauchte, um Fried,

Diese starke Aeußerung Ferdinands hatte wohl vorzüglich sein allzu gegründeter Argwohn erzeugt,

---

Ruhe, Königreich und Lande zu erhalten, dadurch seyen die Sekten täglich wider ihre Obrigkeit stärker und insolenter geworden, und hatten der landesfürstlichen Gewalt sich unterfangen, so daß die Landesherrn unter dem Scheine des Gewissens auch in politischen Sachen ihr Ansehen verlohren, indem die Unkatholischen, nachdem sie im Geistlichen alle ihre Absichten erreicht, auch zum weltlichen getreten, nach dem Landesfürsten Regiment gegriffen und Regierung und Rath nach ihrem Gefallen ersetzt und dirigirt haben wollen."

Damit seyen einzelne leider nicht zufrieden gewesen, sondern damit sie ihre Herrn, nach ihrem Willen und Gefallen traktiren, und nöthigen könnten, hätten sie in Religionssachen gemeine Sache gemacht. Sobald sie geglaubt, beleidiget zu seyn, und die Landesfürsten nicht nach ihren Willen thun wollen, seyen sie zu ihren Conföderirten, unter dem Schein, daß diese für sie intercediren sollten, geflohen. Bey dieser Unterhandlung und Intercession hatten sie ihre Landesfürsten angeklagt, und mit vielen ungebührlichen Auflagen die andern Länder aufgewieglet und verbittert, so daß sie sich auch nicht gescheuet, im öffentlichen Landtag zu Preßburg dem jetzigen Kaiser die Krönung zu verhindern, und an die ungrischen Stände, als Conföderirte zu begehren,

die Stände hätten im Stillen ihren Entschluß schon genommen, so lange der kränkelnde und eben dar-

---

die Krönung nicht eher vorzunehmen, als bis sie wegen ihrer Religionsbeschwerden befriediget wären, so hatten es die Böhmen mit den Schlesiern und die Schlesier mit den Böhmen gemacht, den Kaiser Rudolph so weit genöthigt, daß er ihnen eine solche Confoederation gestattet, welche alle Nachfolger, so lange die jetzige Lage der Sachen verbleibe, approbiren müßten."

Dabey sey es nicht verblieben, sondern oftbemeldte Königreiche und Lande, sonderlich aber Oesterreich, so den Anfang gemacht, und allezeit an der Spitze gestanden, hatten unter dem angeführten Schein von Intercession eben so bei allen ihrer Religion zugethanen Churfürsten, und Fürsten des Reichs, ihre Herren, den Kaiser und Landesfürsten durch Gesandschaften im üblen Ruf zu bringen, und die Fürsten gegen sie zu erbittern oder durch böse Rathschläge und ungleiche Berichte es dahin zu bringen gesucht, daß ihre regierende Herren, entweder der kaiserlichen Krone, der Unterstützung gegen die Türken, wie auch guter Affektion, Liebe und Vertraulichkeit, und dem guten Ausgang der Reichstage gänzlich entsagen, oder aber alles das thun müßten, was ihren protestantischen Unterthanen nur träumte, durch welches sie in eine solche Knechtschaft seyen gebracht worden, daß sie sich in ihren eigenen Erblanden fast nicht rühren, oder ihrer landesfürstlichen Autorität gebrauchen dürften."

um zu raschen, kräftigen Entschlüßen gar nicht gestimmte Kaiser lebte, dessen Oberherrschaft dem Scheine nach

---

Auch sey wohl zu merken, daß diese Königreiche und Lande ihre Herren zu drücken, noch ein Hauptmittel gebrauchet, wozu ihnen ihre Privilegien zum Vorwand gedienet, daß nemlich der Landesfürst außer seinen Kammergütern kein Einkommen, sondern in Friedens, und seinen eigenen Nöthen, die Bewilligung von den Ständen erhandeln und sich darunter reversiren mußte, daß solches keine schuldige, sondern freywillige Gabe sey."

Durch dieses Verfahren sey dem Kaiser und Landesherrn nichts als seine Residenz, Wohnungen, Burg und Schlösser nebst den Klöstern und Geistlichen übrig geblieben. Nun aber, weil man auch dessen Statthalter angriffe, sie aus dessen eigener Burg, und Kanzley zum Fenster auswerfe, der königlichen Einkommen und landtäglichen Verwilligungen sich gegen denselben selbst gebrauche, die Geistlichen zwar noch gedulde, jedoch in einem Tag ausrotten könne, so stehe es nun bloß in des Kaisers und dessen Nachfolgers und des ganzen Hauses Oesterreich Personen ganz, und allein, und hätten die Unkatholischen keine Staffel mehr übrig, als sich auch an ihnen selbst zu vergreifen."

Der Kaiser und sein ganzes Haus habe dadurch quo ad materiam dieser Rebellion, die beste Gelegenheit sich bei der ganzen Welt zu entschuldigen,

anzuerkennen, Ferdinanden aber, nie zum Throne gelangen zu lassen und den förmlichen Ausbruch und die Losreißung von Oesterreich glücklich zu ver= sparen auf den ohnehin unruhigen Zeitpunkt des Zwi=

---

und jetzt auf einmal von diesem Joch und Knecht= schaft sich selbst, und sein ganzes Haus zu erledi= gen, und wieder in seine landesfürstliche Autori= tät sich ganz einzuführen; er habe Gott, sein Haus, und alle geistliche und weltliche Obrig= keit, die ihr Land und Leute, wie auch ihre fürst= liche Autorität zu erhalten begehrten, auf seiner Seite; er verliere nichts, weil ohnehin bei den vorerzählten Attentaten der Stände alles mit grossen Schaden und Spott künftig gewißlich müß= te zu Grund gehen; sollte er aber auch etwas ver= lieren, cum eventus belli sit dubitus, so verliere er es doch mit Ehren, und nicht so schändlich und mit eignem Willen, wie es bishero geschehen, dagegen könne er um so mehr erhalten, wenn es gut von statten gehe. Er habe darin grossen Vor= theil, weil das Königreich gar nicht, sondern nur einige Rebellen von ihm gewichen, durch deren Güter man wieder alle Unkösten erstatten könne; und sollte auch dieses nicht seyn, so seye doch des Hauses Oesterreich Interesse, und Freyheiten, welche es mit seinem Blut erworben, nicht zu be= zahlen; auch werde der Gehorsam, der durch die Strafe und Execution entstehen werde, in der Folge auf Landtägen und bey andern Gelegenhei= ten solches reichlich hereinbringen."

Zwischenreiches. — So sichtbar auch die persönliche Erbitterung zwischen Clesel und dem spanischen Bothschafter Grafen von Ognate war, entschied dennoch die dringende Noth den kaltsinnigen Madriterhof zu nachdrücklicher Hilfe durch Subsidien und durch gemessene Befehle an die Vizekönige von Mayland und Neapel, sich mit Geld und Volk in Bereitschaft zu halten. In Oesterreich, in den Niederlanden, bey mehreren katholischen Reichsfürsten wurde eifrig geworben. So weit war es gekommen, daß man es nicht wagen durfte, einem Inländer das Kommando zu vertrauen. Der Lothringer Heinrich du Val Graf von Dampierre und Carl Longueval von Bucquoy, aus Hennegau, Spinolas Zöglinge erhielten es. Den guten Eindruck, welchen des Kaisers neuerliches, noch immer sanftes, noch immer warnendes Mandat, (vom 18ten Juny 1618) nothwendig unter dem Volke machen mußte, verwischten die Rebellen gar leicht mit der in unzähligen fliegenden Blättern ausgestreuten, abgeschmackten Erdichtung, der nächste Pfingsttag sey bestimmt, das blutige Trauerspiel der zu Paris durchgewirkten Bartholomäusnacht in Prag zu wiederholen.

Die Stände waren die ersten, welche die thätlichen Feindseligkeiten begannen. Nur Krumau, Pilsen, und Budweis verharrten in ihrer Treue gegen den Kaiser und nur Budweis blieb, allen Versuchen der Stände zum Trotz, unbezwingbar.

In dieser unglücklichen Lage wurde Mathias einigermaßen durch die, ohne alle beunruhigende Bewegung vor sich gegangene Krönung Ferdinands zum König Ungarns in etwas getröstet, aber es brach ihm das Herz, daß die Erzherzoge ihn auf eine so wenig schonende Art, seines einzigen Freundes und (so wähnte mindestens der arglose Kaiser) seines treuesten Rathgebers, des Cardinals Clesel beraubten. Als dieser den beyden Erzherzogen Ferdinand und Maximilian einen Besuch zu erwiedern, nach Hofe kam, trat der Kämmerer Sigfried von Breuner, statt ihn zu melden, zu ihm und kündete ihm an: „Das ganze Haus Oesterreich habe beschlossen, ihn wegen vieler Unthaten und geführten übeln Hofregiments, nicht länger um den Kaiser zu dulden, weßwegen er, seinen Cardinals-Hut und Mantel ab- und den schon bereit gehaltenen schwarzen anzulegen und ohne weiters mit den beyden gegenwärtigen Obersten Grafen Collalto und Dampierre zu gehen habe." — Nach einigem Wortwechsel ergab sich der Cardinal in sein Schicksal, wurde einen verdeckten Gang, auf die Bastey herab und von dort unter einer starken Eskorte erst nach Steyermark, dann auf das Schloß Ambraß nach Tyrol gebracht.

Eine Stunde nach vollbrachter That giengen beyde Erzherzoge zum Kaiser und machten ihm selbst die Anzeige davon. Dieser an peinlichen Gichtschmerzen zu Bette liegend, erwiederte kein Wort darauf,

sondern nahm bloß das Betttuch vor den Mund, und wurde roth. Lebhafter erwiederte die Kaiserin: „Sie sehe wohl, daß ihr Gemahl zu lange lebe und daß man seiner bereits überdrüßig sey." *)

*) Uiber seine Verbrechen erschien eine eigene so=genannte Information. (Eines der vorzüglichsten mochte wohl seyn, daß er seinen Cardinals=Rang vor den Erzherzogen, gleich regierenden Königen behauptete. Die Etikette war damahls am Hofe noch nicht regulirt, und vielen Anmaßungen aus=gesetzt. Im Leben Ferdinands II. kömmt vor, was er gegen ihn und seine Adoption und Nachfolge ge=than.) In der Schrift und in ihrem mündlichen Vortrag warfen die Erzherzoge ihm vor: „er rühme sich öffentlich, er habe des Kaisers, und der Kaiserin Herz dergestalt in seiner Hand, daß sie — ohne seinem Vorwissen — nicht das Ge=ringste thun dürften, weil ihm der Kaiser in der Beichte mittelst seines leiblichen Eides zugesagt, alle wider ihm vorkommende Klagen zu entdecken. Oft habe er (sich selbst auf die Brust schlagend) gesagt: „Hier sitzt der Kaiser" — — — — In dem Haus Oesterreich habe er zwischen der spanischen und deutschen Linie, ingleichen zwischen dieser und den Churfürsten und Fürsten im Reich Mißver=stand und Uneinigkeit anzurichten und in dem Ge=schäft der Succession, worauf das Heil des ganzen Hauses beruht, allerhand Hindernisse zu machen, sich unterstanden, die sie dem Kaiser auf Verlan=gen vor Augen legen wollten, den Erzherzog Ma=ximilian von Prag abgerufen, den Turken zum

Dem berühmten Cardinal von York, Wolsey, war Clesel selbst in den unbedeutendsten

---

unwiederbringlichen Schaden von Ungarn zu viel eingeräumt, in dem letzten venetianischen Krieg (er entstand zwischen Ferdinanden und Venedig wegen der Uskoken zu Zeng) habe er öffentlich sagen dürfen: er wolle Ferdinanden mit diesem Krieg wie das Fieber den Menschen verzehren, der Kaiser sollte ihm keine Hilfe thun, bis ihm das Wasser ins Maul gienge: dem venetianischen Gesandten habe er ein Originalschreiben Ferdinands, darin er dem Kaiser die Gewaltthätigkeiten, welche die Venetianer gegen seine und des Kaisers und des Reichs Land verübten, zu Gemüth geführt, einhändigen lassen, mit dem Anhang, daß die Republik wegen einer Hilf von Seite des Kaisers nicht das Geringste zu besorgen habe; ja daß nicht einmal von der Succession werde gehandelt werden, als bis Ferdinand mit Venedig ganz verglichen sey."

Mit des Kaisers Heimlichkeiten sey er dergestalt umgegangen, daß sich niemand, weder fürstliche, noch andere Personen mehr fanden, die ihm mit Rath oder That beyzuspringen gedachten, oder einige Zuneigung blicken liessen, unter andern habe er Erzherzog Maximilians vor dritthalb Jahren überreichtes Bedenken über Religion, und Succession hin und wider ausgesprengt, und demselben im Reich vielen Undank, Widerwillen, und Mißtrauen verursacht. Ueberdieß habe er auch des Churfürsten von Maynz wohlgemeints Schrei-

Zufällen ähnlich. Er war eines Bäckers, jener eines Fleischers Sohn, beyden waren die Erbsünden

---

ben den beiden Markgrafen von Anspach und Baden zukommen lassen, mit Vermelden, das wären des alten Narren Einfälle, und was dergleichen schimpfliche Reden mehr seyen. Endlich hatte er die Justiz= Kriegs= und Geldsachen so liederlich verwaltet, und alles in eine solche Verwirrung gesteckt, daß es nicht Wunder wäre, wenn alles zu Grund und unter und über sich gegangen wäre."

Der Kaiser sollte nur betrachten, wie man zu Verhütung des Hauses Oesterreich Untergang mit dem Kaiser Rudolph verfahren, mit welchem Clesel keineswegs zu vergleichen sey, und weil die Fortschickung desselben dem Kaiser zum besten, nothwendig habe vorgenommen werden müssen, so hofften sie, er werde sich nicht nur gerne zur Ruhe begeben, sondern es dahin richten, damit jedermann dafür hielt, die Sache rühre vielmehr von ihm, als den beiden Erzherzogen her." — Der Pabst drohte auf die Nachricht von des Kardinals Gefangenschaft mit dem Banne, aber Ferdinand, ein eben so unerschütterlicher Eiferer für seinen Glauben, als für seine landesherrliche Machtvollkommenheit, schien sich nicht sehr darum zu bekümmern. Endlich wurde Clesel dennoch nach Rom verwiesen. Um die Behauptung seiner Gerichtsbarkeit über ihn zu retten, ordnete der Pabst ein Gericht von Kardinälen über ihn an. Kein Kläger erschien, den Zweck seiner Verhaf=

derer, die aus solcher Niedrigkeit mit so raschen Schritten emporkommen, zu Schimmer und Macht, im reichen Maße zugemessen, beyde waren bäurisch stolz, übermüthig, unverträglich, habsüchtig; die 400,000 Dukaten, die man in Clesels Wohnung fand, kontrastirten sonderbar mit der Dürftigkeit des Hofes. Beyde waren überaus geistreich, voll der unruhigsten Thätigkeit, gelehrt, Kenner und Beförderer der Wissenschaften, beyde verloren ihre Macht durch einen schnellen Schlag in einem Tage, aber darinn waren sie gleichwohl wesentlich von einander unterschieden, daß Wolsey eben so kriechend gegen Höhere, als hochtrabend gegen Niedere, oder gegen seines gleichen war, Clesel aber immer derselbe und um keinen Preis zu einem gefälligen und geschmeidigen Benehmen zu bestimmen. Clesel im Aeusseren, finster und rauh, der Britte gefällig und heuchlerisch war. Wolsey wollte auf einmahl der von ihm groß gezogenen und verwöhnten Laune seines Herrn widerstehen und fiel durch seinen Herrn, Clesel blieb dem Kaiser bis

---

tung hatte Ferdinand erreicht, somit wurde er 1623 losgesprochen und 1627 wieder in sein Bißthum zu Wien eingesetzt und daselbst feyerlich empfangen. Der Kaiser gebrauchte sich sogar vielfältig seines Rathes. Er wurde einer der größten Feinde des Herzogs von Friedland. 77 Jahre alt, starb er zu Neustadt am 8. Sept, 1630.

zum letzten Augenblicke nothwendig und wurde ihm nur durch fremde Gewalt entrissen.

Bucquoy und Dampierre rückten nun in Böhmen ein und behandelten das aufrühreriſche Land feindlich. Dieſe raſche Handlungsweiſe war mehr, als die Böhmen erwartet hatten, und ſicher hätte man aus ihrer Beſtürzung anſehnliche Vortheile ziehen können, wenn nicht die Ausſchweifungen der bey dieſem Heere befindlichen Wallonen und Ungern, ſelbſt die Gutgeſinnten erbittert, wenn man nicht den alten Fehler begangen hätte, ſeinen Feind zu verachten und die Truppen der böhmiſchen Stände für zuſammengelaufenes, leicht auseinander zu ſprengendes Volk zu halten, das mehr das Mitleiden als den Zorn wahrer Soldaten verdiene.

Indem kam den Böhmen eine Hülfe wie aus Wolken. Graf Peter Ernſt von Mansfeld, in der Folge ein eben ſo furchtbarer Feind Oeſterreichs, als ſein Vater Graf Ernſt, Befehlshaber in den Niederlanden, der ihn aus ungleicher Ehe erzeugt hatte, ein treuer Diener deſſelben geweſen war, führte den Ständen ein wohlgeübtes Kampf- und Beuteluſtiges Korps 4000 verſuchter Männer zu. Er ſelbſt hatte unter Erzherzog Leopolds Fahnen, im Elſaß und im Jülichiſchen wider die Proteſtanten gefochten. Von dieſem Prinzen (wie er glaubte) nicht genug bezahlt, trat er zum Glauben und zur Sache der Proteſtanten hinüber. Mit die-

sen 4000 Mann hatte er bereits für das, mit der deutschen Union verbündete Haus Savoyen wider Spanien gestritten. Nach hergestelltem Frieden zog er wieder nach Deutschland zurück, der Herzog von Savoyen überließ es ganz der Union, diese, ihm jetzt ganz entbehrliche Truppen, auf was immer für einem Punkte zum Besten der gemeinen Sache zu verwenden und begierig ergriff jene die Gelegenheit, den böhmischen Aufrührern dadurch die längst verheissene Hilfe zu bethätigen.

Schon wurden geheime Unterhandlungen gepflogen, um dem Haupte der Union, dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, die böhmische Krone anzubiethen, dem Herzog von Savoyen die römische Kaiserkrone auf das Haupt zu setzen, Venedig wider Oesterreich zu waffnen. Alle diese Verrätherepen wurden von Seite der Böhmen mit Anerbiethungen friedlicher Unterhandlungswege und bedingter Unterwerfung schlau bemäntelt. Begierig ergriff der unglückliche Kaiser diesen Anlaß, seinen heißen Wunsch nach Frieden und Ruhe, vielleicht gleichwohl noch eher in Erfüllung gehen zu sehen, bevor er seine müden Augen schlösse; er bewilligte auf der Stelle einen zweymonathlichen Waffenstillstand und beschleunigte, so viel nur immer an ihm war, die thätige Vermittlung Kursachsens.

Bevor der Kaiser die schmerzliche Erfahrung machen konnte, daß seine Versöhnlichkeit und Güte

wieder betrogen und daß der Böhmen anscheinende Bereitwilligkeit nur eine arglistige Maske gewesen war, um die öffentliche Meinung, und Zeit und neue Kräfte zu gewinnen, starb er. Nach langen, podagrischen Schmerzen, die ihm nicht erlaubten, das Bette zu verlassen, rührte ihn eines Morgens der Schlag, unter den Händen des Kammerherrn Wratislaw und seines vertrauten Kammerdieners. Als man ihn öffnete, fand man über dies das Gehirn bis zur Hälfte vertrocknet.

Seine geliebte Gemahlin Anna, sein Bruder Maximilian, ein Herr voll wahren Fürstensinnes, waren ihm wenige Monathe vorher, in die Ewigkeit vorangegangen.

Mathias war von ansehnlicher Gestalt, Adel und Feuer in allen seinen Bewegungen, die Sitte der Ritterzeiten in seinem ganzen Wesen.

Seine Gesichtsbildung hat schon ein grillenhafter Kenner *) anderwärts beschrieben: „Ein wunderbar gemischter Charakter. Die Perpendikularheit der Stirne mit den aufgezogenen Augenbraunen, deutet auf Eigensinn und Mangel an überschauender Denkkraft, viel Schwäche in dem weiten Raume zwischen Aug und Augenbraunen.

*) Lavater.

Dagegen das Auge gerad, treu, die Nase stark und gut, die Oberlippe so was menschlich treuvolles, die Unterlippe unbedeutend."

Mit vielen hatte dieser Fürst das gemein, daß man ihn der Herrschaft würdiger hielt, bevor er noch den Thron bestiegen hatte, und wirklich hat auch Mathias die allgemeinen Erwartungen herausgefodert, durch die Art, wie er seinen Bruder zwang abzudanken. Gleichwohl zeigte sich während seiner siebenjährigen Herrschaft keine Spur jener glänzenden Eigenschaften, die seine Jugend auszeichneten. Allein wenige Betrachtungen reichen hin, das Auffallende dieser Thatsache zu erklären.

Wir haben gesehen, unter welchem Druck, unter welcher unaufhörlichen Reaktion, Mathias die ersten Jahre seines reiferen Alters hingebracht, wie sein Streben nach einer gemeinnützigen Thätigkeit zurückgestossen, sein glühendes Herz durch Rudolphs Kälte abgeschreckt, wie er am ärgsten mißdeutet worden, wo er es am besten gemeint hatte, wie er während Rudolphs langer Ungnade von Jedermann vermieden und verlassen, selbst das keinem Bettler versagte Glück der Häuslichkeit und einer guten Ehe, erst nahe an seinem sechzigsten Jahre erlangte, als er in den Fall gekommen war, sich mit den Waffen eine unabhängige Existenz zu suchen.

Verhältnisse und Erfahrungen dieser Art, verstimmen, umstalten das offenste, gefühlvollste Herz.

Mathias war vorzüglich durch den Beystand der Protestanten auf den Thron gestiegen. Um früher den Szepter zu führen, hatte er dadurch einen guten Theil der Freyheit desselben vergeben. Nichts ist begreiflicher, als daß den Protestanten, jede ihrem und ihres Glaubens Interesse widrige Verfügung, von Mathias weit empfindlicher fiel, als von jedem andern Herrscher, indem sie darinnen nicht nur Druck wahrzunehmen wähnten, sondern auch Undank, daß die Katholiken selbst nothwendige Nachgiebigkeit, als Schwäche, als Lohn jenes Beystandes betrachteten, daß keine Parthey Liebe und Vertrauen zu ihm trug.

Als er den Thron bestieg, war seine Gesundheit schon sehr zerrüttet. Niemand versprach sich, daß er einen Nachfolger erzeugen, fast unmöglich war es, daß er die Großjährigkeit desselben noch erlebe. Alle Plane, alle Intriguen, alle Verbindungen waren hiemit schon auf eine andere Zeit hinaus berechnet, trugen das Gepräge einer ungeduldig heranstrebenden Zukunft. Wie ein Fremdling stand der Kaiser in diesem Gewühl, er fühlte es innerlich, aber desto tiefer. Er erfuhr es, wie viel leichter es sey, fremde Irrthümer und Fehler zu entdecken, zu tadeln, als das Uebel in seiner gan-

zen weiten Ausbreitung, in seiner tiefliegenden Quelle zu ersticken.

Krank, kinderlos, sah er aller Augen auf seinen Nachfolger gerichtet, der ihn, nur unter viel anständigeren Formen, dasselbe Schicksal erleben ließ, das er Rudolphen bereitet hatte.

FERDINAND. II.

J. Blaschke sc.

XVI.

Ferdinand der Zweyte.

(Sohn Erzherzogs Carl, der die innerösterreichischen Lande regierte und Mariens, Herzog Albrechts V. aus Bayern Tochter, Enkel Kaiser Ferdinands I., geboren zu Gratz am 9ten July 1578, König in Böhmen am 29sten Juny 1617, in Ungern am 1ten July 1618, in Frankfurt zum römischen Kaiser erwählt am 28sten August 1619, und gekrönt am 9ten September darauf, starb zu Wien am 15ten Februar 1637. Gemahlinnen: I. Anna, Tochter Herzogs Wilhelm V. aus Bayern, vermählt am 23sten April 1600, starb am 8ten März 1616. II. Eleonore, Vinzenzens Herzogs von Mantua Tochter, vermählt am 4ten Februar 1622, starb am 27sten Juny 1655, kinderlos. Kinder (alle aus erster Ehe): Ferdinand III. Nachfolger seines Vaters, — Leopold Wilhelm, Hochmeister des deutschen Ordens, Bischof zu Passau, Straßburg, Halberstadt, Olmütz und Neisse, Statthalter der Niederlande von 1646 bis 1656 — Johann Carl und Christine, beyde in der Kindheit gestorben, — Maria Anna, Gemahlin Maximi-

lians I. Herzogs und Churfürsten aus Bayern, — Cácilie Renate, Gemahlin Wladislaws IV. Königs von Pohlen und Schweden.)

In seinem vierzigsten Lebensjahre und nachdem er schon 28 Jahre lang, seit dem Tode seines Vaters Carl, die innerösterreichischen Lande beherrscht hatte, bestieg Ferdinand den Kaiserthron. Da er den Vater schon im zwölften Jahre verlohren, vertraute seine Mutter, die bayrische Prinzessin Marie, die Vollendung seiner Erziehung, ihrem Bruder, Herzog Wilhelm. Von seinem Religionseifer, trug dieser den Beynahmen des Frommen und besiegelte ihn dadurch, daß er, um sich ausschliessend der Betrachtung und Abtödtung zu weihen, (1598) die Regierung seinem Sohne Maximilian I. übertrug, und 29 Jahre bis an seinen Tod (7ten Februar 1626) in strengen Bußübungen zubrachte. Wilhelm übergab Ferdinanden und Maximilian der Aufsicht der Jesuiten auf der hohen Schule zu Ingolstadt. Dieses hat beyder Prinzen nachmahlige, in Lieb und Leid feste Freundschaft und Ferdinands Heurath mit Annen, Maximilians Schwester entschieden.

Unfehlbar mußte es auf Ferdinanden tiefen Eindruck machen, in den Landen seiner Vettern, der Söhne Maximilians, nichts als Uneinigkeit, Ver-

wirrung, Stöhrung der bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse, — dagegen in dem durchaus katholischen Bayern, wo keine Duldung statt hatte, und die Keime der neuen Lehre mit dem ehernen Fusse der Gewalt niedergetreten worden, Segen und Wohlfahrt zu erblicken. Diese Verschiedenheit, welche die Wirkung so vieler, theils wesentlicher, theils zufälliger, theils allgemeiner, theils lokaler Umstände war, schrieb er irrig ganz allein der Religion zu, und man ließ ihn hieraus, den noch weit irrigeren Schluß ziehen, der friedliche Segen, den er jetzt über Bayerns Städte, Dörfer und Fluren üppig ausgegossen sehe, werde auch in seine Erblande wiederkehren, wenn die neue Lehre mit Feuer und Schwert ausgerottet seyn würde.

In einem Gemüthe, wie Ferdinands, der dafür, was er einmahl als Wahrheit und Recht zu erkennen glaubte, willig sein Liebstes dahin gab und mit Freuden in Unglück und Tod gegangen wäre, konnte eine solche Ansicht nicht anders, als von den wichtigsten, weitaussehendsten Folgen seyn.

Ihn schreckte nicht, daß sein Vater Carl durch seine Härte in Glaubenssachen, auf der Jagd, bey Judenburg in die augenscheinlichste Lebensgefahr gerathen war, daß der Bürgeraufstand zu Gratz ihn durch Gram getödtet, daß keine bewaffnete Begleitung vermocht hatte, den Patriarchen von Aquileja und Bischof von Seckau von Gewaltthätigkei-

ten zu schützen, nicht daß in Innerösterreich die Mehrzahl protestantisch war, daß der Herren- und Ritterstand, von seinem Vater eine förmliche Duldungsakte erhalten hätte, daß er bey dem mindesten Angriffe derselben unausbleiblich zu erwarten hatte, daß ihm auf den Landtagen alle Hilfe an Geld und Volk beharrlich werde verweigert und die Quelle seiner fürstlichen Macht bloß auf seine eigenen Kammergüter eingeschränkt bleiben würde. Die Stände der Steyermark, Kärnthens und Krains, foderten die Bestätigung ihrer Religionsfreyheiten, bevor sie dem neuen Herrn die Huldigung leisteten. Fest und kalt antwortete Ferdinand, die Religionsfreyheit habe nichts mit der Huldigung zu schaffen, und wirklich wurde ihm (wie planmässige Festigkeit selten ihr Ziel verfehlt) der Eid der Treue unbedingt geleistet. Bald darauf that er eine Wallfahrt nach Loretto und Rom und empfing von Clemens VIII. den apostolischen Segen zur Ausführung seines Vorhabens.

Nach erhaltener Huldigung wurde die Bestätigung der Religionsfreyheit neuerdings gefordert. Ferdinands Antwort war, sein Gewissen untersagte sie ihm, auch befahl er sogleich, die protestantischen Prediger aus seinen Kammergütern zu vertreiben, aber vielmehr traf dieses Loos seine unbewaffnet dahin abgeschickten Commissarien. Die Gewaltthat bestätigte ihn neuerdings in seinem Vorsatze. Die Mißbräuche, welche die steyrischen Stände, mehreremah-

le

le von ihrer Religionsfreyheit gemacht hatten; das in Deutschland, von katholischen und protestantischen Reichsständen, ohne Widerspruch ausgeübte Reformationsrecht, gaben demselben neue Titel. — Er beschloß der Gewalt mit Gewalt zu begegnen. Auf seine Anfrage bey dem Kaiser, als Aeltesten und Regenten des Hauses, erhielt Ferdinand zur Antwort: Rudolph könne zwar sein Vorhaben nicht verbieten, aber er müsse die Ausführung desselben gerade in diesem Augenblicke höchlich mißrathen, weil unausbleiblich zu gewärtigen stehe, daß die Stände sich mit den deutschen Protestanten, mit dem nahen Venedig und den noch näheren und furchtbareren Türken verbinden und somit das Erzhaus an den Rand des Unterganges bringen würden. Aber Gefahren waren es niemahls, was Ferdinanden abhielt, irgend einen seiner Entschlüsse zu verfolgen.

Wäre dieses Unternehmen, eben so billig, der Wohlfahrt seiner Länder eben so angemessen gewesen, als unerschütterlich der Muth, als ausdauernd die Beharrlichkeit war, womit es Ferdinand Schritt für Schritt, ohne vieles Aufsehen und (was das vorzüglichste war) ohne auffallende Grausamkeit hindurchführte, es verdiente hohe Bewunderung.

Er trat sofort dem Bund der Erzherzoge bey, der den Zweck hatte, Rudolphen zur Abtretung seiner Kronen an seinen Bruder Mathias zu bestimmen; er kriegte späterhin von der entgegengesetzten

Seite, durch den spanischen Vizekönig zu Mayland unterstützt, wider Venedig, das von ihm vergeblich die Vertreibung der Uskoken, von dem er vergeblich das seit 1542 abgerissene Marano zurückfoderte. Die Absicht der Republik war keine andere, als sich zur Sicherung ihrer Schifffahrt im adriatischen Meere, aller friaulischen und kroatischen Seeplätze zu bemeistern. Zwar wurde dieser Lieblingsplan nicht erreicht, aber desto glücklicher waren ihre Waffen zu Lande, wo Novi und ein guter Theil von Görz und Gradiska verloren ging. Der (am 6ten und 26sten Sept. 1617) geschlossene Frieden gab Ferdinanden das Verlohrne zurück und sicherte seinen Unterthanen die Freyheit des Handels, jene der Schifffahrt wurde einer eigenen Erörterung vorbehalten.

Die spanischen Ansprüche auf die Nachfolge in Mathias Verlassenschaft, dienten (so ungegründet sie auch waren, da sie nur auf dem vermeintlichen Erbsrecht der Mutter Philipps III. beruhten und weltkündig die österreichischen Prinzessinnen, erst nach der Erlöschung der männlichen Linien erben können) dem Cardinal Clesel dazu, sich den Bemühungen der Erzherzoge Maximilian und Albrecht zu widersetzen, welche thätig daran arbeiteten, Ferdinanden noch bey Mathias Lebzeiten, die Nachfolge in den Erbstaaten sowohl zu verschaffen, als seine Wahl zum römischen König zu betreiben. Clesel, der Ferdinands eiserne Festigkeit und die

Verschiedenheit seiner Grundsätze und seines Tempe- ramentes von jenen des Kaisers gar wohl kannte, war mit der vielleicht nicht gar so ungegründeten Besorgniß erfüllt, Mathias stehe ein gleiches Loos wie Rudolphen bevor, und je bestimmter er selbst Ferdinands Rechte auf den Thron anerkennen ma- che, desto mehr beschleunige er den eigenen Fall. Diese heimlichen Bearbeitungen zogen Clesels Sturz nach sich, dessen bereits im Leben Mathias gedacht worden ist.

Der katholische König erkannte sofort in einer eigenen Urkunde, den alten ursprünglichen Haus- grundsätzen gemäß, den Vorrang der entfernteren männlichen, vor der nähern weiblichen Linie und daß Spanien erst dann das Recht der Nachfolge tref- fe, wenn in der deutschen Linie keine Prinzen mehr vorhanden seyn würden. Auch wurde die früher ge- machte Bedingung wieder aufgehoben, daß wenn Ferdinand den Kaiserthron bestiege, das Elsaß und die Italienischen Reichslehen an Spanien abgetreten werden sollen.

Nicht leicht war eines Monarchen Lage ver- zweiflungsvoller, als jene Ferdinands, nach Ma- thias Tode. — Die Ueberreste seines geschlagenen, geschmolzenen, erschrockenen Heeres waren bey Bud- weis und Krumau so gut wie eingeschlossen. Drü- ckender Mangel an Geld und Lebensmitteln liessen, ohne die Dazwischenkunft einer, durchaus nicht ab-

zusehenden schleunigen Hülfe, stündlich die Nachricht erwarten, dieses einzige Korps habe vor den Rebellen die Waffen strecken müssen. Diese würdigten Ferdinands, ihres gekrönten Königs Verlangen, Abgeordnete nach Wien zu senden, mit denen er über die Abhülfe ihrer Beschwerden und über die Beylegung der Unruhen handeln möge, gar keiner Antwort. Statt derselben drang vielmehr Thurn in Mähren ein, das der ernste, weise Cardinal Dietrichstein, der patriotische Fürst Carl Lichtenstein, der zwar der Sekte der mährischen Brüder angehörige, aber friedliebende Carl von Zierotin, bisher noch immer in der Treue erhalten hatten. Nun siegte auch hier die Zwietracht und Thurn fand sich im Stande, den Rücken frey und die allgemeine Gährung der Gemüther für sich, bis nach Oesterreich vorzudringen. — Ein großer Theil der Ungarn rief den siebenbürgischen Fürsten Bethlen Gabor herbey. Dieser im Bunde mit den Türken und Böhmen, eroberte Kaschau und Preßburg und drohte — Thurn im Herzen von Oesterreich die Rechte zu biethen. — Erzherzog Albrecht hatte Ferdinanden schon am 2ten Februar 1619 eine unbedingte Vollmacht zugesendet, seinen Antheil an den österreichischen Erblanden anzutreten und zu regieren, die Stände machten Einwendungen wider die Gültigkeit dieser Vollmacht und jene des Landes ob der Enns begannen damit, daß sie die Kammergüter unter Beschlag legten. In Niederösterreich zeichneten sich Eras-

mus Tschernembel (ein Krainer, der bey Ferdinands Reformation, all das Seinige verkauft und sich in Oesterreich niedergelassen hatte) und Andreas Thonradtel, Herr zu Evergassing, durch ihre hochverrätherische Verwegenheit aus.

Thurn erschien vor Wien. Schon sprach der protestantische Pöbel davon, Ferdinanden in einem Kloster zu verwahren, seine Kinder in der protestantischen Religion erziehen zu lassen, Böhmen und dessen Nebenreichen wieder eigene Könige zu geben, Oesterreich, Steyer, Kärnthen und Krain aber, Ungarn einzuverleiben. — Die Stände übereilten ihre Bewaffnungen, stündlich bereit, mit den Böhmen in eine förmliche Conföderation zu treten. Die Stadt selbst war überaus schwierig, die Stimmung höchst bedenklich, fußfällig drangen Ferdinands Räthe in ihren Herrn, der Uebermacht zu weichen. Heimlich, den eigenen Kopf wagend, machten sie Thurn Anträge zur Versöhnung, durch Anerkennung der Glaubensfreyheit, durch ausgedehnte Erneuerung des Majestätsbriefes, durch allgemeine Amnestie, durch Bestätigung der Privilegien. Thurn, der Ferdinanden schon als Gefangenen betrachtete, von dem man noch ungleich wichtigere Vortheile erpressen könne, fand es nicht der Mühe werth, auf diese heimlichen Sondirungen auch nur eine Antwort, oder den böhmischen Ständen davon Nachricht zu geben. Er unterhandelte vielmehr mit den österreichischen Anführern, sie sollten ihm

ein Thor der Stadt einräumen. Ferdinands wenige Getreue riethen ihm — vermummt und unerkannt zu entfliehen, die Jesuiten, nachzugeben, käme nur Zeit, so würde auch Rath kommen.

Ferdinand aber stand da, ruhig, in sich gekehrt, durch die Gefahr unerschüttert, alle Rathschläge überhörend, nur daran denkend, wie er, da alle Wege verlegt waren, nach Frankfurt kommen und sich zum römischen Kaiser wählen lassen könnte?

Da traten auf einmal sechzehn Oesterreicher vom Herrn- und Ritterstand in den öden, schon hin und wieder von böhmischen Kugeln durchlöcherten Pallast und verlangten polternd, die Anerkennung ihrer Conföderation und die Billigung ihres Fürsten, zu den wider ihn selbst gemachten Rüstungen. Der Uebermuth gieng so weit, daß der genannte Thonradtel, den König bey den Knöpfen seines Wams ergriff und ihm zurief: „Nun Ferdinand, wirst du unterschreiben? gieb dich, gieb dich!“ —

In dem Augenblicke ertönten Trompeten auf dem Burgplatz. Bucquoy hatte das Dampierrische Cuirassier Regiment, (nun Hohenzollern *), unter

*) Daher hat dies Regiment noch das erst im September 1805 ausgeübte Privilegium, über den Burgplatz zu ziehen, während die übrigen Regi=

dem Obersten Saint Hilaire zu Wasser von Crems nach Wien geschickt, wo es beym Fischerthor herein, ganz zufällig und unerwartet auf dem Burgplatze aufritt. Die Trompeten tönten den frechen Rebellen wie Gerichtsposaunen, einer nach dem andern verschwand, flüchtete ins Thurnische Lager. Neuer Muth durchglühte die katholischen Bürger, ein großer Theil der Studierenden ergriff die Waffen und die dumpfe Bestürzung verwandelte sich in lauten Jubel, als die Nachricht eintraf: Bucquoy, weit entfernt sich durch Thurns Demonstrazion irre führen zu lassen und begnügt, einiges Volk zur Rettung Wiens abgeschickt zu haben, hätte den Grafen von Mannsfeld aufs Haupt geschlagen, und sey im Anzuge gegen Prag. Dieses zu retten, zog sich Thurn mit einer fluchtähnlichen Eile zurück. Nun waren auch die Wege nach Frankfurt offen und troz aller Gegenbemühungen, wurde Ferdinand mit entschiedener Mehrheit zum Kaiser gewählt.

Aber indem er eine Krone erhielt, die fast Niemand auf seinem Haupte vermuthete und die Wenigsten ihm gönnten, verlohr er eine andere. Die Böhmen erklärten ihn (am 17ten August 1619) für einen Feind des Vaterlands und der Krone verlustig. Friedrich V. Kurfürst von der Pfalz, das Haupt einer deutschen Union, wählten sie an seine Stelle. Bethlen, nach dem Mord seines Vorfahren und

menter zwischen der Stadt und den Vorstädten vorbeymarschiren.

Herrn, Fürst von Siebenbürgen, unterhielt (während er Ferdinanden seiner hülfreichen Freundschaft versicherte, und arglistig rieth, man solle ihn mit seinen Völkern ja nur recht nahe an die Böhmen kommen lassen, damit er sie überfalle und die Rädelsführer gefangen ausliefern möge) höchst bedenkliches Einverständniß mit denselben. Er machte in Oberungarn so reißende Fortschritte, daß Erzherzog Leopold, welchem Ferdinand während seiner Kaiserreise die Obhut Wiens vertraut hatte, that, was Ferdinand nicht um seiner eigenen Sicherheit Willen, immer eines größeren Zweckes eingedenk, gethan hat. Er rief Bucquoy mit der Armee aus Böhmen zurück. Indessen hatte Bethlen Gabor Preßburg genommen, Thurn folgte Bucquoy auf dem Fuße nach und so wurde es möglich, daß erst 12000 Siebenbürger, dann Bethlen Gabors ganzes Heer sich mit ihm vereinigen konnte. Am Tage nach Ferdinands Rückkehr aus Frankfurt, (am 2ten November 1619) übersetzten einige tausend Siebenbürger bey Fischament die Donau, verwüsteten alles und mehr als 80000 Feinde lagerten sich auf beyden Donauufern, rings um die in keiner Rücksicht auf eine lange Belagerung gefaßte Stadt. Ferdinand war zu verzweifelter Gegenwehr gefaßt; aber Bethlen Gabors schleuniger Rückzug nahm die drohendste Gefahr hinweg. Sein thätiger Gegner, der königliche Judex Curiä Georg Hommonay, hatte mit einigen in Polen zusammengeraften Truppen, den Obersten R a k o c z y überfallen und völlig zer-

streut. Thurn vor Bucquoy bange, hatte keine Lust ohne seinen wichtigen Bundsgenossen länger auszuhalten und gebrauchte die einbrechende rauhe Witterung, zum Vorwande seines schnellen Rückzuges.

Während seiner Anwesenheit im Reiche, hatte Ferdinand sich des kraftvollen Beystandes der drey geistlichen Churfürsten und seines Jugendfreundes Maximilian von Bayern versichert. Die niederösterreichischen Stände liessen zwar einen Termin zur Huldigung nach dem anderen verstreichen; aber da endlich mit ernster Bedrohung ein letzter angesetzt wurde, leisteten sie den Eid der Treue. Die Ausgeblicbenen wurden als Hochverräther erklärt. Die ob der Ennsischen Ständewidersetzten sich beharrlich, bis bayrische Truppen ihrer Halsstarrigkeit, und ihrer Verfassung zugleich ein Ende machten.

Durch unermüdete, kluge Vorstellungen, gelang es auch Ferdinands Bothschafter in Madrit, Johann Christoph Grafen von Khevenhüller, einem Mann, der nur seiner Pflicht und dem Vaterlande lebte, die unzähligen Bedenken und Schwierigkeiten jenes tief eingeschlummerten Kabinets zu überwinden. Es wurden ansehnliche Subsidien bewilligt, die Vizekönige erhielten Befehl sich zu rüsten und es wurde beschlossen, dem neuerwählten Böhmenkönige, Friedrich von der Pfalz, die empfindlichste Diversion dadurch zu machen, daß man von den Nie-

derlanden aus, sein Stammland, die Rheinpfalz angreife.

Der Kurfürst von Sachsen, weniger aus Liebe für den Kaiser und zum Frieden, als aus Verdruß, daß nicht er, sondern Friedrich von der Pfalz zum böhmischen König erwählt worden und aus Religionseifer wider die Reformirten, trat dem Convent der katholischen Fürsten zu Mühlhausen bey, die Union und die Ligue rückten (im May 1620) wider einander ins Feld. Diese lagerte bey Donauwörth, jene bey Ulm. Da jedermann bey der Nähe der Heere entscheidenden Ereignißen entgegen sah, erscholl auf einmal die unvermuthete Friedensbothschaft. Frankreich trat dabey als Mittler auf. Mit weitaussehenden, von den Reformirten erregten, innern Unruhen beschäftigt, wünschte es in dem Augenblicke nichts so sehr, als die Beendigung der, so ganz zu einem gefährlichen Vorbilde geeigneten böhmischen Unruhen und den Fall eines Hauses, das der deutschen Reformirten Haupt, auch die französischen so oft und so warm unterstützt hatte. Jenes Vergleiches Hauptsatz war: „die Union solle sich jeder Einmischung in die böhmischen Händel begeben und der Beystand, den sie ihrem Haupte, dem Kurfürsten Friedrich leisten würde, sollte sich nicht weiter, als auf die pfälzischen Lande desselben erstrecken." Schneller noch als das Gerücht von diesem schimpflichen Vergleiche (zu dem die Union nur durch die Furcht gezwungen

wurde, zwischen den Bayern und einem, mit schnellen Schritten aus den Niederlanden heranrückenden spanischen Heere unter Spinola und Corduba, zwischen zwey Feuer zu gerathen) lag Maximilian von Bayern den oberennsischen Ständen auf dem Nacken. Bethlen versprach ihnen Hülfe, aber sie war für die Bedenkzeit von fünf Tagen, die ihnen der Bayerherzog zur unbedingten Huldigung ließ, zu entfernt. Die Böhmen konnten sich noch von ihrem Erstaunen nicht erholen, daß die Union der Ligue so ganz und gar nichts zu schaffen gemacht, und sie selbst nun völlig ihrem Schicksale überließ. In der Gegend von Zwettel vereinigte sich Maximilian mit Bucquoy. Gegen den Rath des Letzteren, der sich nach dem weniger erschöpften Mähren ziehen wollte, drang Maximilian gegen Prag vor: „Wäre dieser Hauptsitz des Königreichs und des Krieges einmal erobert, so falle alles übrige von selbst. Durch den Marsch auf Prag werde man die Feinde am sichersten zum Schlagen zwingen, denn sie müßten sichs durchaus zu Schimpf und Schaden rechnen, zur Vertheidigung der Hauptstadt nicht das Aeußerste gethan zu haben. Nichts wäre gefährlicher, als den Krieg in die Länge zu spielen und den Böhmen (die zum erstenmale rechten Ernst gesehen hätten) Zeit zu lassen, den Winter hindurch neue Kräfte zu sammeln.“ — Daß zu gleicher Zeit der sächsische Kurfürst als Commissarius des Kaisers in die Lausitz eindrang und die dortigen und die schlesischen Mißvergnügten hinderte, ihren Brüdern in Böhmen Hülfe zu brin-

gen, entschied. Das bisher in Mähren gestandene Rebellenheer rückte, wie Maximilian es vorher gesagt, eilig heran, die Hauptstadt und in dem selbst gemachten König ihr eigenes Werk zu retten. Friedrich, durch die Schnelligkeit der feindlichen Bewegungen aus seinem unthätigen Schlummer aufgeschreckt, angetrieben von seiner ehrgeizigen Gemahlin, König Jakobs I. von England Tochter, in der der Geist ihrer Großmutter Maria Stuart wieder auflebte, begab sich in dieser Noth selbst ins Lager, um den Soldaten durch seinen Anblick Muth, dem wankenden Adel durch seine Gegenwart Treue einzuflössen; aber was sollte einer Armee, der es an Allem gebrach, der Fürst, der für nichts Sinn zu haben schien, als für die Beschauung seines eigenen Glanzes, der verschwendete, während sie darbten; was den Böhmen der König, der nicht ihnen, nur den mitgebrachten Fremdlingen, Ehre, Würde und Vertrauen schenkte?

Diese schlimme Sache wurde dadurch eine verlorne, daß Maximilian, seinem Plane getreu, diesen König und dieses Heer unablässig verfolgte.

Am 8ten November 1620 geschah auf dem weissen Berge bey Prag der Angriff, während die Böhmen sich mit dem größten Eifer verschanzten. Das kaiserlich bayrische Heer, von Maximilian, unter ihm von Bucquoy und Tilly kommandirt, begann die Schlacht mit einer Eilfertigkeit, mit einer

Vernachlässigung mancher wesentlichen Vorsicht, die ihnen nothwendig hätte theuer zu stehen kommen müssen, hätten sie es mit andern Feinden zu thun gehabt.

Im Anbeginn des Treffens, brach zwar Christian von Anhalt, des böhmischen Oberfeldherrn Sohn, mit der Reiterey in den rechten Flügel der Kaiserlichen und brachte die Regimenter Tiefenbach und Breuner in Unordnung. Muthig hielt hierauf Verdugo mit seinen Wallonen den Angriff aus, und in einem Augenblicke war die gebrochene Linie wieder hergestellt, der Angriff allgemein. Bethlens Reiterey war die erste auf der Flucht, ein guter Theil derselben ertrank in der Moldau. Gar bald folgte ihr das böhmische Fußvolk, von diesem Beyspiele der Zaghaftigkeit und von der hereinbrechenden feindlichen Uebermacht wurden endlich auch die Deutschen mit fortgerissen, die einzigen zehn Kanonen, welche die Böhmen hatten, geriethen in die Hände der Feinde, 4000 von der Böhmen Seite, kaum so viele hundert Kaiserliche und Liguisten deckten das Schlachtfeld. Nicht über eine Stunde hatte der Kampf gewährt.

Friedrich, der bey einem üppigen Gastmahle saß, als der Kanonendonner angieng, war noch kaum auf dem Wall, als er schon die verwirrte Flucht der Seinigen und daß alles verloren sey, mit eignen Augen sah. Statt auf die gebetenen 24,

gönnte ihm sein Vetter Maximilian nur auf 8 Stunden einen Stillstand. Er nützte ihn, mit seiner Gemahlin und seinen vorzüglichsten Anhängern, des Nachts nach Breßlau zu fliehen. Die wichtigsten Papiere, wodurch in der Folge Tausende unglücklich wurden, selbst die Krone, die er so wenig auf seinem Haupte zu befestigen verstanden hatte, ließ er seinen Feinden, als die erwünschtesten Trophäen zurück. Friedrich (nicht mit Unrecht nannte man ihn den Winterkönig) floh von Breßlau zum Kurfürsten von Brandenburg nach Berlin und von da nach Holland. Dieses einzige Treffen entschied das Schicksal Böhmens und des noch vor kurzer Zeit so hart bedrängten Kaisers. Böhmen, Mähren, Schlesien, huldigten dem Sieger ohne irgend welche Bedingung.

Drey Monathe vergiengen, ohne daß wegen des Vergangenen die verdiente Rache genommen worden wäre. Darauf wurden aber im ganzen Königreiche an einem Tag und zur nehmlichen Stunde, die Hauptanstifter des Aufruhrs ergriffen, vor eine ausserordentliche Commission gestellt und hingerichtet; die Abwesenden, ganz vorzüglich Graf Thurn, vorgeladen, da sie nicht erschienen, als Hochverräther erklärt und ihre Güter eingezogen, die protestantischen Prediger vertrieben, die Religionsfreyheit aufgehoben. Ueber Friedrichen und seine Helfer ergieng die Reichsacht. Zu Vollstreckern derselben

wurde Maximilian und die Krone Spanien, als Besitzerinn des burgundischen Kreises ernannt.

Gleichwohl änderte Ferdinand nicht das Geringste in der Landesverfassung, so günstige Gelegenheit sich ihm auch darboth, da er Sieger, der vorhergegangenen Unthaten Rächer und der erste seines Hauses war, der die Huldigung unbedingt empfangen hatte. Er bestätigte den Böhmen vielmehr alle Freyheiten, den einzigen Majestätsbrief ausgenommen, den er eigenhändig durchschnitt. So wahr ist es, daß nicht Ehrgeitz, nicht Streben nach unumschränkter einförmiger Gewalt, oder etwa gar nach verhaßter Universalmonarchie (wer der Geschichte seiner Regierung nur einen aufmerksamen Blick geweiht hat, weiß dieses Märchen zu würdigen), daß nur Religionseifer seine herrschende alleinige Leidenschaft war; und welche Leidenschaft kann gewaltiger seyn als die, zu welcher noch individuelles Pflichtgefühl und innige Ueberzeugung hinzutritt?

Mansfeld, vom Pfalzgrafen Friedrich gleich nach der Prager Schlacht, ohne alle Hülfe, ja selbst ohne Nachricht gelassen, hatte sich mittlerweile nach Pilsen geworfen und diesen wichtigen Waffenplatz, ohne andere Mittel der Vertheidigung als seinen Degen und seinen Muth, geraume Zeit hindurch gegen eine weit überlegene feindliche Macht unerschrocken vertheidigt. Seine Truppen aufs äusserste

getrieben, verkauften endlich die Stadt an den Kaiser; er warb in der Oberpfalz rastlos die Soldaten an, welche die Union verabschiedet hatte: „Anderen zu nehmen, was man selbst nicht hat," war die Losung seines, in kurzer Zeit wieder auf 20,000 Mann angewachsenen Heeres, das durch seine fürchterlichen Räubereyen und Grausamkeiten eben so gehaßt und verflucht, als gefürchtet war. Da Maximilian als Vollstrecker der Reichsacht in die Oberpfalz einbrach und Mansfeld von Tilly gedrängt wurde, entwischte er demselben gleichwohl durch einen überaus listigen Eilmarsch. Auf einmal erschien er in der Unterpfalz, Corduba hob auf die Nachricht von seiner Annäherung die Belagerung Frankenthals auf, in dem Wahne, es werde sich darum handeln, um das Loos der Pfalz, durch einen Vernichtungskampf mit Mannsfeld zu würfeln, aber so hatte dieser es nicht gemeint. Er führte nur seine ausgehungerten und zerlumpten Truppen eilends hindurch in das blühende Elsaß, sich daselbst, nach ihrer barbarischen Weise gütlich zu thun, und in wenig Wochen glich das herrliche Land einer, von Jammergestalten bewohnten Einöde. Wenige Städte und Flecken waren reich genug, die Plünderung durch ungeheuere Brandschatzungen abzukaufen.

Auf einmal schienen sich neue günstige Aussichten für den Winterkönig zu eröffnen. Sein Schwiegervater, der brittische König Jakob, that nun, da es die ganze Existenz seiner Enkel galt und da es zu

spät

spekt war, (es lag in seiner Natur, fast immer so lange zuzuwarten) seine Schätze und mahnte den dänischen König Christian zum nachdrücklichen Beystand auf. Das Wichtigste war; daß eben jetzt zwey Stillstände ausgiengen, deren Fortdauer der kaiserlich-spanisch-ligistischen Parthey höchst erwünscht gewesen wäre. Das Ende dessen zwischen Spanien und den Generalstaaten schien die Gegenwart aller disponibeln spanischen Truppen in den Niederlanden zu fördern und desto bestimmtere Hoffnungen für die Befreyung der Unterpfalz zu gründen. — Bethlen Gabor, der inzwischen nichts unversucht gelassen hatte, die Pforte wider Ferdinanden zu waffnen, hatte nun, da der mit ihm geschlossene Stillstand eben auch zu Ende gelaufen war, Ungarn überschwemmt und sich in Preßburg zum König wählen lassen. Boucquoi mußte mit der Armee eilig aus Böhmen nach Ungarn, er eroberte nacheinander Preßburg, Altenburg, Tyrnau, blieb aber, eines grösseren Endes würdig, wie Marcell bey einer Recognoscirung vor dem belagerten Neuhäusel, nach heldenmüthigem Widerstande mit sechzehn Lanzenstichen durchbohrt. Der Verlust eines so klugen, tapfern, von seinen Soldaten geliebten Feldherrn, setzte den bisherigen Fortschritten der kaiserlichen Armee schnelle Gränzen. Von dem zu ihm geflüchteten Thurn und dem Markgrafen von Jägerndorf unaufhörlich angereitzt, that Bethlen sogar einen kurzen, aber verheerenden Einfall bis ins Herz von Oesterreich herauf.

Friedrich erschien unterdessen verkleidet in der Unterpfalz, um welche ein blutiger kleiner Krieg zwischen Tilly und dem aus dem Elsasse zurückgekehrten Mannsfeld gefochten wurde. Die Oberpfalz war längst in vollem Besitze Maximilians von Bayern. Ferdinand hatte diesem Ersatz der Kriegskosten verheissen und ihm für die dreyzehn Millionen, auf welche sich diese Unkosten beliefen, das Land ob der Enns verpfändet. Nun nahm der Kaiser mit Maximilians Beystimmung sein Pfand zurück und räumte ihm statt dessen die, bisher der Rudolphinischen Linie des Hauses Wittelsbach angehörige und — wie gesagt — durch Friedrichs Aechtung, Kaiser und Reich heimfällige Oberpfalz ein.

Friedrichen wuchsen indeß aus den Trümmern der, bald und ohne Sang und Klang zu Grabe gegangenen Union, neue Helfer empor. Der Herzog von Würtemberg rüstete. Markgraf Georg Friedrich von Baaden, der doch den Kaiser auf sein Fürstenwort versichert hatte, seine Armirungen hätten durchaus keinen andern Endzweck, als die Schützung seiner eigenen Lande, vor den Mannsfeldischen Beutezügen, vereinigte sich gleichwohl mit demselben. Vor er diesen Schritt that, trat er die Regierung feyerlich seinem Sohn ab, damit, wenn ihm was Menschliches begegnete, doch das Land seinem Hause erhalten würde. — Diese Vereinigung nöthigte Tilly, schleunig den spanischen General Corduba an sich zu ziehen. Dagegen trenn=

ten sich der Markgraf und Mannsfeld in wenigen Wochen wieder, sey es nun aus Eifersucht um die Ehre des erst zu erringenden Sieges, sey es aus Mangel an Lebensmitteln für ihre zahlreichen, so nahe an einem ohnehin schon so hart mitgenommenen Lande beysammenstehenden Truppen. — Das war es, was Tilly gewünscht, was er durch ungewohntes Zaudern und Hin- und Hermarschiren selbst beschleunigt hatte. Nun gieng er eilig auf den Markgrafen von Baaden los und zwang ihn (am 8. May 1622) zur entscheidenden Schlacht bey Wimpfen, in welcher Tilly einen vollkommenen Sieg erfocht.

Diesem Fürsten, der für Friedrichs Vertheidigung sein gewisses Erbtheil dahin gab, um das ungewisse Kriegsglück zu versuchen, folgte bald ein anderer Abentheuerer ohne Land und Erde, aber von mächtigen und glorwürdigen Ahnen. Herzog Christian von Braunschweig, Administrator von Halberstadt, angetrieben vom Uebermuthe der Jugend, vom Haß gegen die katholische Geistlichkeit („Gottesfreund aber Pfaffen Feind" war die Umschrift der Münzen, die er vom gestohlenen Kirchensilber schlagen ließ) versuchte, was dem Badischen Markgrafen fehl geschlagen hatte. In Niedersachsen brachte er ein Heer auf die Beine, auf Raub, wie Mannsfeld. Als er im Mainzischen und Westphalen von Anholt hart verfolgt, bey Höchst, den Mayn passiren wollte, kam er

Tilly in die Hände, der ihn eben in dem entscheidenden Augenblicke angriff und nach einem sechsstündigen hartnäckigen Gefechte völlig überwand. Mit genauer Noth erreichte er selbst das jenseitige Ufer des Flusses, in welchem eine grosse Zahl der Seinigen ertrank. (2. July 1622.)

Kurze Zeit nach diesen verunglückten Versuchen verabschiedete, der im Elend umherziehende Pfalzgraf Friedrich, Mannsfelden sowohl, als den Herzog von Braunschweig, völlig; denn unbedingte Entwaffnung setzte Ferdinand mit Recht zur ersten Bedingniß der Begnadigung: aber weder Herzog Christian noch Mannsfeld hatten eigentlich um Friedrichs willen, wider den Kaiser die Waffen ergriffen, seine Unterwerfung konnte also auch zur Wiederherstellung der Ruhe, das wenigste beytragen. Beyde erbothen sich gegen Tilly, kaiserliche Dienste anzunehmen, aber dieser, allzuoft von ihnen hintergangen, würdigte sie keiner Antwort mehr. Nun verdingten sie sich den Holländern und zwangen Spinola, die Belagerung von Bergopzoom aufzuheben. Aber auch die Generalstaaten entledigten sich dieser gefährlichen Gäste wieder im ersten Augenblicke, als sie ihren tapfern Arm entbehren konnten. Während seines Aufenthalts in Holland, hatte Herzog Christian die Gemahlin Friedrichs, für den er gefochten, die brittische Königstochter Elisabeth kennen lernen und eine glühende Leidenschaft für die schöne, stolze Unglückliche gefaßt: „Alles für

Gott und für sie!" schrieb er auf seine Fahnen, ihr Handschuh kam nimmermehr von seinem Hute. Kriegsbegieriger als jemals, sammelte er ein neues Heer in Niedersachsen.

Zu schwer hatte der Pfalzgraf gegen den Kaiser gesündigt, zu schwer war des Kaisers gewaltige Strafhand auf ihn gefallen, als daß eine aufrichrichtige Versöhnung mehr möglich gewesen wäre. So geschah es, daß auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, die pfälzische Kurwürde an Maximilian von Baiern übertragen wurde (1623, am 25. Februar).

Dieser Schritt erregte nicht geringen Unwillen in Deutschland und in ganz Europa, und selbst die Mißbilligung des spanischen Hofes, so gute Gründe Ferdinand auch immer hatte *), ohne weiteres

*) So schrieb Ferdinand über diesen Schritt an den einflußreichen spanischen Staatsrath Zuniga, einst Bothschafter Philipps III. an seinem Hofe: „Wenn er den Lauf seiner ganzen Regierung, besonders aber die Schwierigkeiten überdenke, unter denen er sie angetreten, so erkenne er darin, lebhaft gerührt, eine über ihn waltende höhere Hand. Desto mehr achte er sich verbunden, auf Gott fest zu vertrauen und keine Gelegenheit zu versäumen, dessen Glorie zu befördern, überhaupt aber in seinem Thun und Lassen grösseres Augenmerk auf diese göttliche Vorsicht, von der Er so wundersame

Zögern also vorzugehen. Gleichwohl würde dadurch der Frieden keineswegs gestört worden seyn, wären

---

Proben habe, als auf menschliche Klugheit zu nehmen. Er sey überzeugt, nur zu diesem Zwecke und vorzüglich zur Ausrottung der kalvinischen Ketzerey, habe die Vorsicht ihm die letzten Vortheile über seine Feinde verliehen. Jetzt liege mit dem Pfalzgrafen der Reformirten erste Stütze zu Boden, liesse er (Ferdinand) aber sich bewegen, die schlafende und halbtodte Schlange in seinem Busen zu erwärmen, so habe er nichts zu erwarten, als den tödtlichen Stich. Seine Beleidigungen seyen so groß, daß er nie sich von Herzen aussöhnen, sondern immer nach der Gelegenheit greifen werde, sie zu erneuern. Dieß sey die Natur und Eigenschaft der calvinischen Sekte, nichts für Sünd oder Schand zu halten, welches ihrer Religion fürträglich ist. In Ansehung eines solchen Feindes könnte das Haus Oesterreich und die übrigen katholischen Fürsten durch nichts in Sicherheit gesetzt werden, als wenn man ihn so weit bringe, daß er nicht mehr schaden könne.

Eine andere Betrachtung sey nicht minder wichtig, daß nemlich der Pfalzgraf nach seiner Wiedereinsetzung dort seine Kunstgriffe hauptsächlich anbringen werde, wo er glaube, Ferdinanden am kräftigsten und leichtesten schaden zu können, durch Gaborn und die Türken, die er fortfahre ohne Unterlaß aufzuhetzen: auf diesen beruhe alle Hoffnung der Calvinischen; bis sie sich selbst wieder erholet, sollen Gabor und die Türken die kaiser-

nicht Herzog Christian und Mannsfeld und Bethlen Gabor, trotz aller Niederlagen, Entwaffnun-

---

lichen Länder mit Feuer und Schwerd verwüsten, und durch deren gänzliche Verheerung dem Kaiser alle Mittel zu einem ferneren Krieg gegen sie entziehen. Noch ehe er den Sieg erlangt, sey er überzeugt gewesen, daß der Pfalzgraf, wenn er einmahl in die Acht erkläret worden, ohne äusserste Gefahr des Hauses Oesterreich und aller Katholischen, nicht wieder zur Kurwürde gelangen könne, da hingegen der Herzog von Baiern ihnen die erspriеßlichsten Dienste bereits geleistet und noch immer leiste.

Dabey müsse man zwar eingestehen, daß die protestantischen Fürsten, und besonders der Kurfürst von Sachsen, die Uebertragung der pfälzischen Chur vielleicht nicht gern sehen werden, aus Furcht die Katholischen dürften zu mächtig werden; da jedoch derselbe nicht mißbilligen könne, was er in seinem eignen Großoheim, dem Churfürsten Moritz gut heisse — da er bereits einsehe, die Kalvinischen trachteten die Türken ins Reich zu führen, da nebst diesem die Lutheraner ohnehin eben so großen Haß gegen die Kalvinisten hegen als die Katholischen, sey zu hoffen, der Kurfürst werde die Sache nicht sogar übel und daraus Anlaß zu einem Krieg nehmen. — Wenn eine katholische Stimme mehr als jetzt im Kurfürstenrathe ist, so wird das Reich immer in den Händen der Katholischen und wahrscheinlich auch bei dem Haus Oesterreich verbleiben, wozu der Kurfürst aus Baiern Maximilian aus Dankbarkeit gerne mitwirken werde.

gen und Verheissungen, immerfort unter den Waffen geblieben. Christian hatte nichts geringeres im Sinne, als (indem er das noch immer unter der Asche glimmende Mißvergnügen in Böhmen, zur hellen Flamme anfachte) vereinigt mit Mannsfeld und Bethlen Gabor, Friedrichen wieder in Böhmen einzusetzen.

Das erste Hinderniß dieser überspannten Entwürfe war, daß Sachsen ihm den Durchzug versagte. Darauf rückte ihm Tilly so nahe unter die Augen, daß er seine Rettung nur mehr in einer schleunigen Flucht an den Unterrhein in Mannsfelds Nähe finden konnte, aber troz aller Eile erreichte ihn Tilly bey Stadtloo und rieb seinen Heerhaufen beynahe gänzlich auf. — Daß die Rechnung auf Bethlens Hülfe gleichwohl nicht so trügerisch gewesen, bewies dessen schleunige Vorrückung nach Mähren. Schon hatte er die Vorstädte von Brünn verbrannt, schon streiften seine Husaren und Kosaken nach Oesterreich herein. Der General Caraffa von Montenegro war bey Göding von seinen übermächtigen Haufen dergestalt umstellt, daß man in Wien stündlich der Nachricht von der Kapitulation dieses kleinen Korps entgegen sah. Aber auf einmal, da man es am wenigsten vermuthen konnte, suchte Bethlen Gabor einen Waffenstillstand an. Er zürnte seinen Verbündeten, die ihn mit trügerischen Verheissungen allzuweit gelockt hatten und ausgeblieben waren. Das Gerücht von

der Annäherung eines beträchtlichen Heeres aus Deutschland, setzte ihn in nicht geringe Furcht. Dieser Waffenstillstand wurde sogar in einen von dem Kardinal Dietrichstein unterzeichneten Frieden verwandelt; gleichwohl gab es für Bethlen keinen Vertrag, so lange etwas durch den Bruch von Verträgen zu gewinnen war und so lange der Evang. Kirche Verfolgung drohte. (1624).

Der Anfang der ungeheuren Kriegesflamme, war eine Empörung und ein Executionszug gegen die Empörer gewesen, darüber verheerte die Kriegesflamme Deutschland, nun schien sie ganz Europa zu ergreifen.

König Jakob, doppelt unmuthig, daß man seinen Eidam in Holland so lange auf die Erlaubniß warten ließ, durch einen Fußfall des Kaisers Barmherzigkeit anflehen zu dürfen, daß er (Jakob) vergeblich, so viel an ihm lag, entwaffnet und Frankenthal den Spaniern geräumt hatte, daß sein Lieblingswunsch spanischer Vermittlung und einer Heirath seines Sohnes Carl mit einer spanischen Infantin fehlgeschlagen, ließ eben den Prinzen von Wallis ein Ehebündniß mit der Tochter Heinrich des IV., des größten Feindes Oesterreichs schliessen und erklärte, bey all seiner natürlichen Langsamkeit und Furchtsamkeit, dem Parlamente: „die Pfalz müsse wieder erobert werden, es koste was es wolle. Ja, wäre es nöthig, so wolite er selbst zu Felde

ziehen und müßte er auch auf Händen und Füßen dahin kriechen."

In Veltlin, einem kleinen, aber durch seine Lage überaus wichtigen Unterthansland gemeiner drey Bünde, hatte sich mittlerweile ein schändlicher Auftritt ereignet. Die Katholiken, durch italienische Banditen verstärkt, überfielen zur Nachtzeit, dort während dem Gottesdienste in den Städten wie in den benachbarten Bergschluchten, die Protestanten und ermordeten alle, selbst ihre nächsten Angehöriaen, die nicht so glücklich waren, sich durch die Flucht zu retten.

Um den begangenen Greuel der gerechten Rache zu entziehen, riefen sie den Schutz des spanischen Vicekönigs von Mayland, Herzogs von Feria an, der dieserlängst erwünschten Gelegenheit froh, sogleich das ganze Thal mit spanischen Völkern besetzte und die Engpässe mit Schluchten durch eilig aufgeworfene Schanzen und Befestigungen aller Art, den Bündnern und allen Theilnehmern ihrer gerechten Sache vollends unzugänglich zu machen strebte.

Ein Zufall vollendete die Aufsichtigkeit des ganzen obern Italiens, des ganzen südlichen Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz auf diese Unternehmung. — Im Gotteshaus und Zehengerichtenbunde, dessen meiste Gemeinden, mit verschiedenen Pflichten, der tyrolischen Hoheit zugewandt waren, hatten die

Protestanten eben solche Gewaltthätigkeiten gegen die Katholiken ausgeübt, wie diese gegen jene im Veltlin. Erzherzog Leopold, Regent des Elsasses, der Vorlande und Tyrols, bey diesen Unruhen nicht gleichgültig, rückte in Bünden ein, die Katholiken schlugen sich zu ihm, die Gegenparthey leistete verzweifelten Widerstand — und wie sollte nicht der Wahn allgemein werden, die Eroberung Bündens und Veltlins sey Oesterreichs nächster Zweck, wer sollte nicht glauben, es wolle um jeden Preis die Besitzungen der deutschen und spanischen Linie (Mayland mit Tyrol und Vorarlberg) in unmittelbare Verbindung gebracht, die wichtigsten Eingänge der Schweiz geöffnet, diese vom französischen Bund abgezogen, Savoyen in noch grössere Abhängigkeit gebracht wissen?

Freylich war alles ein blosses Werk des Zufalls gewesen, aber solchen Argwohn hatte die despotische Einmischung Philipps II. in die Welthändel und die ehrsüchtige Thätigkeit seiner Vicekönige erzeugt; daß man selbst dem schläfrigen, unter seiner eigenen Bürde erliegenden Ministerium Philipps III. die allzu grosse Ehre anthat, ihm da arglistige Plane, längst verabredetes Zusammenwirken und weise Consequenz in den Maßregeln beyzumessen, wo doch in der That nichts wirksam gewesen war, als losgelassener, wilder Fanatism, Eigenmacht, Eigensinn und Laune des Zufalls. — Frankreichs alte Rivalität wachte wieder auf und nachdem

es kurz zuvor, ohne Ehre und Macht in innerer Verwirrung begraben war, entschied seine gebietherische Wirksamkeit in den großen Geschäften, daß der in Ungnade gefallene und nach Avignon verbannte Staatssekretair Richelieu, Bischof von Luçon, nach dem Tode des Favoriten, Connetable Luynes, durch die Königin Mutter, Maria von Medicis, in den Staatsrath eingeführt und Premierminister geworden war. Von nun an galt beyden Linien des Hauses Oesterreich neuerdings, bald mit List, bald mit Gewalt, die von Heinrich IV. gedachte grosse Fehde.

Seit Herzog Christian und Mannsfeld ausser Stande waren, zu schaden, war in Deutschland kein Krieg mehr, aber der Kaiser und die Ligue blieben gerüstet, während die Protestanten unbewehrt waren. Christians Verfolgung hatte Tilly in den niedersächsischen Kreis gezogen, den jetzt auf einmal bange Sorge um seine Freyheit ergriff. In möglichster Eile wurde gerüstet, Geld gaben Venedig, England und Holland, ein Haupt suchte sich Niedersachsen unter den beyden Königen des Sundes und des baltischen Meeres, denen es unmöglich gleichgültig seyn konnte, wenn der Kaiser sich dieses Kreises bemächtigen und wie zu Lande die sieggewohnten Fahnen, so nun auch seine Wimpeln gebietherisch auf der Nord- und Ostsee wehen lassen sollte.

Gustav Adolph, König von Schweden, Christian IV. von Dänemark buhlten beyde darum, an der Spitze der Rüstungen des Kreises zu stehen. Der englische Einfluß entschied für den dänischen König, so laut auch die in den Fehden wider Moskau und Polen gepflückten Lorbern, Gustaph Adolph die Rolle jetzt schon zuzusprechen schienen, welche er fünf Jahre später in dringendern Umständen mit desto größerem Ruhme übernommen hat.

Nachdem von kaiserlicher Seite, Ermahnungen und Drohungen abwechselnd angewendet worden, um den niedersächsischen Kreis und seinen Obersten, den König von Dänemark, zu vermögen, die Waffen niederzulegen, rückte Tilly mit dem ligistischen Heer an die Weser. Zu gleicher Zeit schuf einer der verdientesten kaiserlichen Obersten, der in der Folge so berühmte Albrecht von Wallenstein, *) Ferdinanden eine eigene Armee und rückte damit an die Elbe. In der nicht geringen Gefahr zwischen diesen zwey Heeren, rief der dänische König gleichwohl Mannsfelden zu Hülfe, den er bis dahin standhaft verläugnet hatte und versah ihn mit Geld und andern

*) Das Leben Wallensteins und Trautmannsdorfs im I. Bändchen, muß um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, immer mit der gegenwärtigen Biographie verglichen werden.

Kriegsbedürfnissen. Mit wucherischen Zinsen vergalt Mannsfeld dem Könige diesen dennoch nur sich selbst geleisteten Dienst. Mannsfeld allein stellte sich der furchtbaren Macht Wallensteins an der Elbe entgegen, und gab ihrem Feldherrn den erwünschten Vorwand, sich nicht mit Tilly vereinigen, nicht mit ihm (seit der Prager Schlacht, seinem erklärten Feinde) den Ruhm und die Früchte des Sieges theilen zu müssen. Zwar erlitt Mannsfeld, an der Dessauerbrücke eine harte Niederlage durch Wallenstein, aber diese verdarb der protestantischen Sache bey weitem nicht so viel, als ihr des Grafen romantischer Rückzug, durch die Mark Brandenburg nach Schlesien und Ungern nützte, wohin Wallenstein ihm spornstreichs nachfolgte, die Gefahr von den Erblanden, und neue bedenkliche Verbindungen mit Bethlen Gabor abzuwenden.

Durch Wallensteins Entfernung der wichtigsten Stütze beraubt und irre geführt in allen seinen Berechnungen, suchte Tilly nun gleichwohl den wichtigsten Zweck zu erreichen, des Königs Vereinigung mit dem Landgrafen von Hessen zu hindern. Unter den wechselseitigen Bewegungen im Braunschweigischen hatte Tilly Zeit und mit ihr die Mittel gewonnen, einige Wallensteinische Völker an sich zuziehen. Nun zwang er den König beym Dorfe Lutter am Barrenberge Stand zu halten, wo er die Dänen, trotz ihrer und ihres Königs bewunderungswürdiger Unerschrockenheit aufs Haupt schlug, ihr ganzes Geschütz und 60 Fahnen erbeute-

te, 30 Kompagnien auserlesenen Fußvolkes völlig den Rückweg abschnitt und sie zwang, sich im Amtshause zu Lutter, wohin sie sich geworfen, zu Kriegsgefangenen zu ergeben. Mit genauer Noth entgieng der König mit dem größten Theile seiner Reiterey dem nemlichen Schicksale. In eben der für sie so unglücklichen Zeit verlohr die protestantische Kirche drey ihrer eifrigsten Verfechter. Mannsfeld, auf seiner Flucht vor Wallenstein, von Bethlen Gabor wie ein überlästiger Bettler empfangen und an Venedig verwiesen, verkaufte sein Geschütz und Heergeräthe, um die Reisekosten für sich und sein kleines Gefolge aufzubringen. Auf dem Wege nach Bosnien und Dalmatien übereilte den furchtbaren Glücksritter der Tod, aufrecht stehend, in den Armen der Seinen. Alles, selbst seine Abkunft hat das Schicksal ihm streitig gemacht, er wußte ihm alles abzunöthigen. Kurze Zeit war Herzog Christian ihm vorangegangen, im Guten und Schlimmen sein würdiger Nebenbuhler. Bald darauf folgte beyden Herzog Johann Ernst von Weimar, an Tapferkeit und Klugheit nicht unter ihnen, aber biederer als beyde.

Der Vorfall bey Lutter hatte dem dänischen König gleichwohl sein ritterliches Feuer für die Vertheidigung des Protestantismus nicht benommen. Englisch-holländische Hülfsvölker setzten ihn in den Stand, die Fehde fortzusetzen. Gleichwohl sah er sich gezwungen, einen Platz nach dem andern, dem

mächtig herandringenden Tilly zu räumen. Zu schwach, neben einem im Felde stehenden Heere, zugleich alle die Plätze zu vertheidigen, die er in der Eile hatte befestigen lassen, war dadurch gleichwohl durchaus nichts anderes geschehen, als daß er selbst für seine Feinde Festungen angelegt hatte, welche diese nicht ermangelten, wider ihn selbst zu gebrauchen, so daß er sich alle Hoffnung zur Wiedereroberung des Verlornen abschnitt. Als Wallenstein aus Ungarn zurückkam, drangen die Kaiserlichen in sein Holstein ein. Der König, seines Feldherrnberufes müde, da er immer geschlagen wurde, legte das Commando seiner Armee nieder und übergab es dem Grafen Thurn und dem Markgrafen von Baden-Durlach, einem alten Bekannten Tillys von Wimpfen her, der hier für und mit andern zu vollbringen gedachte, was ihm im eigenen Namen dazumal gänzlich mißglücket war; aber das Glück wendete ihm hier wie dort, den Rücken. Er erlitt im Hollsteinischen durch den Grafen Schlick eine solche Niederlage, daß dem König nichts mehr übrig blieb, als Stade, Krempe und Glücksstadt.

Mecklenburg war völlig in kaiserlichen Händen. Die Herzoge wurden als Theilnehmer der unbefugten Bewaffnung des Kreises geächtet und Wallenstein (der dem Kaiser immerdar ein grosses, von der Ligue ganz unabhängiges, aber den gefürchteten und großmüthigen Feldherrn als den fernen unbekannten Kaiser ehrendes Heer, in Feindes Land, auf Fein-

des Kosten unterhielt) schon zuvor durch Ferdinands Gnade Herzog von Friedland und Herr vieler confiscirter Besitzungen böhmischer und mährischer Rebellen, erhielt das schöne Land für sich zum Unterpfande der dem Kaiser geleisteten ungeheuren Geldvorschüsse. Unter den übrigen schimmernden Titeln des Neulings, war wohl der unerwarteteste, daß der noch vor vier Jahren nirgend bemerkte böhmische Edelmann, sich nun von dem Erbe eines der ältesten deutschen Fürstenhäuser, das er vertrieben, Herzog von Mecklenburg nannte.

Da Christian noch immer keine ernstlichen Schritte zum Frieden that, mußte vor allem an der Ostsee fester Fuß gewonnen werden, um, wenn das Glück wohl wollte und Dännemark noch immer nicht die Hand zum Frieden böthe, den Krieg jenseits des baltischen Meeres in das Herz des Königreiches, vielleicht vor Koppenhagen hinüberzutragen. Wallenstein nahm den Titel eines Generalissimus des Kaisers zu Land und zur See an. Ungern gaben die Hanseestädte, gerne des Kaisers Schwager, der König von Pohlen, Schiffe her, jenem Titel einen Anstrich von Wirklichkeit zu leihen; mehrere Linienschiffe baute Wallenstein in Eile selbst, aber mitten in seinem reissenden Laufe hemmte ihn der, weder durch die Waffen, noch durch Schmeichel- oder Drohworte zu erschütternde Muth der Hanseestadt Stralsund. Alle Versuche der Dänen, die Stadt zu befreyen, schlugen fehl und zo-

in ihnen neue Niederlagen zu; aber eben so vergeblich waren alle die herkulischen Arbeiten, durch welche Wallenstein sich der Stadt zu bemächtigen strebte.

Das erlittene vielfache Unglück, die Furcht vor noch grössern Uebeln, Christians Mißtrauen und persönliche Abneigung gegen den, seinen Ruhm so sehr verdunkelnden Nachbar, den Schwedenkönig Gustav Adolph, veranlaßten ihn (am 12ten May 1629) mit dem Kaiser zu Lübeck Frieden zu schliessen. Zwar wurden von ihm keine Abtretungen gefordert, aber deshalb war dieser Frieden nicht weniger unrühmlich, da er alle Zwecke desselben verfehlt hatte. In die Angelegenheiten Deutschlands sollte er sich nicht weiter mischen, als ihm, als Herzog von Hollstein zukam, sich unter keinerley Vorwande mehr der niederdeutschen Stifter anmassen, die Herzoge von Mecklenburg, welche er in diesen Krieg verwickelt hatte, lediglich ihrem Schicksale Preis geben. Der Pfalzgraf Friedrich durfte in demselben nicht genannt, aber es mußte von Dänemark die Uebertragung der pfälzischen Kur an Bayern förmlich anerkannt werden, das waren die Bedingnisse dieses Friedens.

Schwedische Gesandte waren auf den Congreß gekommen, um die vom Dänischen Könige hindangesetzte Pflicht zu erfüllen, um ein milderes Loos für die unglücklichen Herzoge von Mecklenburg zu erwirken. Wallenstein wies sie auf die rücksichtslo-

feste Art zurück. So eifrig der Stolze den Frieden mit Dänemark wünschte, um Mecklenburg (gar bald hoffte er es zu vergrössern und zu bereichern) in Ruhe zu besitzen, so listig beförderte er heimliche Verwickelungen mit Schweden, um nie in den Fall zu kommen, aus der Macht und aus dem blendenden Glanze seines dermaligen Standespunktes wieder in die verhaßte Unbedeutenheit des Privatstandes herabzusinken. Darum eiferte auch Niemand den Kaiser mehr an, als Wallenstein, dem Polen-Könige Sigismund, ein Korps d'Armee zum Kriege wider Gustav Adolph zu senden, der um so gehässiger war, weil er darinnen seinen Ursprung hatte, daß Sigismund noch immer den Anspruch an die Krone nicht aufgeben wollte, die Gustav Adolph trug. Als er (am 26. September 1629) seinen letzten sechsjährigen Waffenstillstand schloß, an einen Frieden war bey der wechselseitigen Erbitterung kaum zu denken, hatten die Schweden ganz Liefland, Curland und einen grossen Theil von Preussen erobert. Man konnte also wohl voraus sehen, daß auch an diejenigen die Reihe kommen werde, welche den Polen in jener Fehde Beystand geleistet und eben dadurch Gustavs Majestät selbst bezweifelt hatten.

Zum zweytenmale gieng die Morgenröthe des Friedens auf über dem zerfleischten Deutschland, als Ferdinands Restitutions-Edikt auf einmal neue Verwicklungen herbeyführte.

Seit dem 1552 zu Passau errichteten Religionsfrieden war dem katholischen Religionstheil, eine grosse Zahl mittelbarer sowohl, als unmittelbarer geistlicher Güter, von den Protestanten entzogen worden. Er hatte nie aufgehört, diese erst nach jenem Frieden erlittenen Verluste zu reklamiren, weil eben der Vertrag alle faktischen Aenderungen des Besitzstandes ausschloß, den katholischen Ständen ihre Religionsfreyheit und ihre Güter eben so versicherte, wie den Protestanten diejenigen, in deren Besitze sie sich zur Zeit des Friedens bereits befanden. Endlich war in demselben überdies der sogenannte geistliche Vorbehalt ausgedrückt, kraft dessen jeder katholische Geistliche seine kirchliche Würde und seine Pfründen, durch den Uebertritt zur Protestantischen Religion, ohne weiters verloren haben sollte.

Gegen diese klare Anordnung des Vertrages, beriefen sich hinwieder die Protestanten, auf ihre gegen den geistlichen Vorbehalt zu jener Zeit eingelegte Protestation, auf ihren langen, wenn schon widersprochenen Besitz, auf das ihnen zustehende Recht zu reformiren, welches ohne zweckmässige Verwendung der geistlichen Güter ganz illusorisch seyn würde. Daß sich unter diesen den Katholiken durch die Protestanten entrissenen Besitzthümern, neben der ungeheuern Menge von Klöstern und Stiftungen, die Erzbißthümer Magdeburg und Bremen, die Bißthümer Minden, Verden, Halberstadt, Camin, Lü-

beck, Ratzeburg, Lebus, Meissen, Merseburg, Naumburg, Brandenburg und Havelberg befanden, mag hinreichen, die Wichtigkeit der Frage von der Restitution der geistlichen Güter zu erklären.

Auf dem Convente der katholischen Kurfürsten zu Mühlhausen kam der Schritt, über die wichtige, durch die Länge der Zeit, durch die Menge und Verschiedenheit der Fälle, ungeheuer verwickelte Materie, durch eine allgemeine Verordnung abzuurtheilen, zuerst zur Sprache. Ungestümm drang die Ligue in den Kaiser: „Sie hätte bisher vielmehr nur für ihn und sein Haus, als für die Religion und für die unterdrückten Rechte der Katholischen gelitten und gestritten.“

Nachdem Ferdinand, der vollen Beystimmung der Mehrheit des Kurfürstenthumes (Mainz, Trier, Köln und Bayern) gewiß war, trat er in seinem Eifer für die Religion, im Vertrauen auf das Glück seiner Waffen, schamroth über die Vorwürfe der Ligue, durch die dringenden Vorstellungen seiner Räthe vielmehr entflammt als bewegt, — wirklich mit dem Restitutions-Edikt hervor und geboth: „Jede, erst nach dem Religionsfrieden, durch die Protestanten geschehene Einziehung mittelbarer sowohl, als unmittelbarer geistlicher Güter, laufe dem Religionsfrieden zuwider und sey als eine Verletzung desselben kraftlos und nichtig; in Folge dessen sollten die protestantischen Reichsstände diese ungerechter Weise be-

sitzenden geistlichen Güter, bey Strafe der Acht, unverweigerlich, den kaiserlichen Commissarien sogleich wieder herausgeben."

Zugleich wurde entschieden: „Der Religionsfrieden lege keinem katholischen Landesherrn gegen seine protestantischen Unterthanen ein mehreres auf, als ihnen den freyen Abzug aus seinen Landen zu bewilligen."

Dieses Edikt war für die Protestanten ein Donnerschlag. Sie erblickten darinne das Vorhaben, ihren Glauben und die deutsche Freyheit und Verfassung umzustürzen. Der Ernst, womit die kaiserliche Verordnung ins Werk gesetzt wurde, der unbescheidene Eifer verschiedener Commissarien, waren keineswegs geeignet, ihre Besorgnisse zu mindern. Man hatte alles gethan, um sie durch jenen Schritt zur Verzweiflung zu bringen. Gleichwohl ließ man ihnen auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, was man seinen Gegnern niemals und verzweifelten Gegnern am wenigsten lassen muß — Zeit. „Bis zu Ende Februar 1631 sollte kein katholischer Stand um die Vollziehung des Ediktes bey dem Kaiser anlangen, auch noch vorher ein Compositionstag zwischen beyden Theilen gehalten — den Klagen in der Güte abgeholfen, ein gutes Vertrauen gestiftet und dem landverderblichen Kriegswesen ein Ende gemacht werden."

Man vergönnte also den aufs äusserste gereizten Protestanten noch ein volles Jahr lang, die Mittel in den Händen zu behalten, wodurch sie wichtig ihren auswärtigen Freunden (die Gesinnungen Schwedens, Frankreichs, der Generalstaaten waren nicht mehr zweydeutig, laut kündete Gustav Adolph den Zweck seiner Rüstungen an), dem Kaiser und der Ligue aber aufs neue gefährlich werden könnten.

Zugleich war eine unmittelbare Verwicklung mit Frankreich eingetreten. Herzog Vincenz von Mantua war kinderlos gestorben, Herzog Carl von Nevers, sein nächster Agnat, setzte sich sogleich, wenig bekümmert um die oberstlehenherrlichen Rechte des Kaisers und Reichs, in den Besitz von Mantua sowohl als Montferrat, obgleich auch die Prinzen von Guastalla, des Hauses Gonzaga, Vincenzens Schwester, die Herzogin von Lothringen und Herzog Carl Emanuel von Savoyen, als ein Abkömmling der montferratischen Erbtochter, Anspruch auf die Nachfolge machten.

Spanien zeigte die lebhafteste Apprehension darüber, daß ein bekanntlich ganz dem französischen Interesse ergebener Prinz, von zwey Seiten Maylands Nachbar werden, daß ihm die längst erwartete Gelegenheit, sich der sowohl gelegenen Veste Casale zu bemächtigen, vielleicht für immer entzogen werden sollte. Eben die Gründe Spaniens, Nevers

nicht zum Besitz kommen zu lassen, entschieden Venedig und Frankreich dafür, ihm allen nur möglichen Beystand zu leisten.

Als Ferdinands Befehle, seinem kaiserlichen Commissarius Grafen Johann von Nassau, Mantua und Montferrat bis zum Austrag der Sache, als Sequester und Administrator zu überantworten, kein Gehör fanden, so befahl er, dem in Schwaben stehenden Grafen von Merode, bald darauf einem andern Heerhaufen unter dem Grafen Colalto, durch Bünden nach Italien zu brechen. Mit einer solchen Schnelligkeit bemächtigten sich die Kaiserlichen des Luziensteiges, der Städte Mayenfeld und Chur, überschwemmten das flache Land, nahmen Mantua mit Sturm, daß die noch immer auf ihren Tagsatzungen berathschlagenden Schweizer gar nicht wußten, wie ihnen geschehen war, daß alle italiänischen Staaten, auf den spanischen Supremat längst eifersüchtig und durch die nun seit langer Zeit zum erstenmale wieder erfahrnen Greuel des Kriegs, durch die muthwilligen Ausschweifungen eines undisciplinirten Heeres vermehrt, zitterten, rathschlagten, daß der insgeheim weit mehr französisch als österreichisch gesinnte Pabst Urban VIII. auf alle nur mögliche Weise, sowohl durch seinen Nuntius Pallota, als durch ein an den vielvermögenden kaiserlichen Beichtvater, den Jesuiten Wilhelm Lamormain gerichtetes geheimes Breve die Kriegesflamme zu ersticken suchte, damit nicht durch

die Entzweyung der vornehmsten katholischen Mächte die Ketzer neue Kräfte gewinnen möchten. Erst der Friede von Chierasko (6. April 1631) schloß bald diese Fehde und Herzog Carl von Nevers blieb im Besitze von Mantua.

Auf der bereits oben erwähnten Versammlung zu Regensburg (1630) kreuzten sich in dem seltsamsten Gewirre die Wünsche des Kaisers mit dem Verlangen der katholischen Kur- und Fürsten, der übrigen europäischen Mächte und der Protestanten. Gleichwohl kamen alle, jedoch aus den verschiedensten Rücksichten, in zwey Dingen überein, daß Ferdinand sein Heer vermindern oder abdanken, und daß er sich des Feldherrn entäussern solle, der dieses Heer erschaffen, aber auch ein solches System der Bedrückungen und Erpressungen an die Tagesordnung gebracht hatte, daß selbst die Katholiken nicht wußten, wen sie mehr hassen oder fürchten sollten, Wallensteins Schutz oder den Grimm der Protestanten, zumal ihr Haupt, Maximilian von Bayern, sein unerbittlicher Feind war.

Die Wahl seines Sohnes Ferdinand zum römischen König war des Kaisers Lieblingswunsch. Diesen Wunsch seiner Erfüllung näher zu bringen, hatte er eigentlich den Regensburger Tag angesetzt, obschon die Convokatorien, die dem Reiche drohenden, äusseren Gefahren und inneren Bewegungen als ostensible Ursache an der Stirne trugen. Eben

jenes in der Folge allzuoffen dargelegte Verlangen, wurde von Bayern von den katholischen, von den protestantischen Ständen von Frankreich, von den Emissairen Gustav Adolphs, begierig aufgegriffen, um Ferdinanden, immer das trügerische Sinnbild seines vorzüglichsten Verlangens, einem Irrlichte gleich, vorzuhalten, von der Gewährung eines Verlangens zur andern hinüber zu locken, so daß ihm zuletzt nichts mehr zu gewähren übrig blieb, und man ihm am Ende gleichwohl mit unverschämtem Trotze das geradezu abschlagen möchte, um dessentwillen er eigentlich alles gewährt hatte. Durch Nachgiebigkeit in der mantuanischen Sache hoffte er Frankreich befriedigt, durch die Entlassung eines guten Theiles seiner Armee, das von derselben ausgesogene Reich beruhiget, dadurch, daß er den besten Theil des Heeres, seinen Feldherrn den Herzog von Friedland bewog, seinen Kommandostab niederzulegen, Maximilian von Bayern und so viele Fürsten versöhnt zu haben, die durch Wallensteins rauhen Trotz und dem allgemeinen Elende hohnsprechende Königspracht tödtlich beleidigt waren, und doch mußte er Regensburg verlassen, mit dem kahlen Bescheide: „Die römische Königswahl könne auf diesem Kurfürstentag einmal nicht mehr vorgenommen werden, weil er nicht um ihretwillen ausgeschrieben worden sey.“

Richelieu's Plane, deren bereits oben gedacht worden, näherten sich mit grossen Schritten

ihrer Ausführung, durch Charnasse hatte er den Waffenstillstand zwischen Polen und Schweden gestiftet; minder glücklich waren seine Versuche gewesen, den König von Dänemark vom Frieden abzumahnen. Gustav Adolph, der Held seines Jahrhunderts war sein Mann; durch Polens Unterstützung hatte ihn Ferdinand gereitzt, ehrgeitzig ohne Gränzen, wie er war, entschied er sich rasch für den Krieg; nicht eine feindliche Landung in Schweden abzuwarten und zurückzuschlagen, der unsichere, zweydeutige Ruhm, war ihm viel zu geringe; — er beschloß nach Deutschland die Fackel des Krieges herüberzutragen, wo sich Tausende von Unschlüssigen, sogleich für ihn erklären, der Protestanten voriger Muth wieder aufleben, die Trennung der Gemüther ihm jeden Schritt erleichtern würde. Am 20. May 1630 sagte er in der Reichsversammlung zu Stockholm seinen Ständen ein feyerliches Lebewohl, ließ seiner vierjährigen Tochter Christine den Eid der Treue erneuern, schiffte sich darauf zu Elfsnaben ein, mit ihm der Rheingraf Otto Ludwig, Banner, Torstensohn, Baudissin, Kniphausen, Wrangel, Tott, Mutschefahl, der alte Unruhstifter Thurn etc. und am 24. Juny landete er auf der Insel Rügen an der pommerschen Küste.

Welchen Umschwung, auch mit verhältnißmässig geringeren Mitteln, ein einziger grosser Mann den öffentlichen Angelegenheiten geben könne, wie ein

solcher alle Berechnungen gewöhnlicher Menschen betrüge, das hat der grosse Friederich selbst, der ungläubigen Welt nicht überraschender dargethan, als Gustav Adolph. Die Macht der Gewaltigen, welche bisher das Loos der Völker und Reiche entschieden, verschwand vor der unwiderstehlichen Kraft seines Willens, der Ruhm der Feldherren, die bisher noch in allen Treffen gesiegt hatten, erbleichte vor seinem Heldenglanze. Den Herzog von Pommern zwang er, sich mit ihm zu verbünden, der kaiserliche General Torquato Conti, ein harter aber versuchter Krieger, verlor einen Platz nach dem andern und bald drang Gustav durch Brandenburg, dessen schwacher Kurfürst Georg Wilhelm sich erst in der Folge, nach langem Zaudern, endlich an ihn anschloß, bis an die Elbe vor. — Das war in der That mehr, als die Kurfürsten gemeint hatten, die ihm aus Gefälligkeit gegen den Kaiser noch immer den Königstitel verweigerten, mehr als der absprechende Wallenstein, der sich vermaß, Gustaven mit Ruthen heimzujagen, mehr als Ferdinands Höflinge vermuthet hatten, die nur immer von der Schneemajestät sprachen, die wohl die nordische Kälte noch zusammenhalte, die aber bald schmelzen würde, je mehr sie sich dem Süden näherte.

Tilly wendete sich nach mehreren vergeblichen Versuchen, die belagerten Plätze in Brandenburg und Pommern zu entsetzen, zur Belagerung von Magdeburg.

Gustav, der seine ersten glücklichen Fortschritte seinem Geist und seinem Muth ausschliessend zu danken hatte, stärkte sich nun, auf fremdem Boden, von seinem Reich abgeschnitten, durch Bündnisse, mit Frankreich (am 13. Jänner 1631 zu Bärwald in der Neumark), mit den Protestanten zu Leipzig, aber nur da, wo die Nähe des schwedischen Heeres schützte, gewann dieser Leipzigerbund dauernde Consistenz, in Schwaben und Franken wurde er schnell und mit Strenge auseinander getrieben. Ein nicht minder warnendes Beyspiel derselben gab Tilly (am 10. May 1631) an dem reichen Magdeburg, welches früher, gleich Stralsund, allen Bedrohungen Wallensteins gespottet, und das sich der schwedische König längst zum Waffenplatz ausersehen hatte. Als Gustavs Vortrab schon bis Zerbst, er selbst, zum Entsatz anrückend, bis Potsdam gekommen war, die Bürger in Tillys schlauen Anstalten nichts anders wahrnahmen, als die auf kommende Nacht bevorstehende Aufhebung der Belagerung, erstieg dieser die Stadt durch einen auf vier Seiten zugleich angelegten Sturm. Gasse für Gasse mußte mit dem Schwerte gewonnen werden, aus allen Fenstern fielen auf die Stürmenden Kugeln, Steine, Dachziegel, siedendes Wasser, Feuerbrände, aber die unglückliche Stadt erfuhr auch alle Greuel des aufgereitzten Grimmes einer von hartnäckigem Widerstand, hinterlistiger Gefahr und blutigem Sieg, in wüthende Trunkenheit versetzten Menge. Pappenheims Wallonen übertrafen

an Unmenschlichkeit alles, was die Geschichte von derley Auftritten aufbewahrt hat, der Raubsucht und Mordlust vermochten nur die allenthalben hereinbrechenden Flammen zu steuern. Einige ligistische Offiziere näherten sich Tilly, um Gnade zu bitten: „In einer Stunde kommt wieder, dann will ich sehen, was zu thun ist. Der Soldat will für Arbeit und Gefahr auch etwas haben" war seine Antwort. Die Zahl der Umgekommenen überstieg 19,000. Magdeburgs schreckliches Loos erregte lautes Murren unter den Protestanten über das Zaudern des Schwedenkönigs, das allein daran Schuld trage.

Den folgenreichen Wahn zu erhalten, es sey ihm um die Freyheit des Glaubens und der deutschen Fürsten zu thun, nicht darum, Eroberungen in Deutschland zu machen, mußte irgend ein entscheidender Schritt geschehen, und in der That rettete er durch sein schnelles Vorrücken über die Elbe, den Landgrafen von Hessenkassel vor gleicher Züchtigung. Die Schuld jener Verzögerung warf er ganz auf den Churfürsten von Brandenburg, der so lange gezaudert und am Ende sich doch noch habe zwingen lassen, sich für ihn zu erklären.

Bisher hatte der Churfürst Johann Georg von Sachsen fest auf der Seite des Kaisers gestanden; aber es schien, Ferdinand mißkenne ganz die Wichtigkeit dieses Fürsten, für die Behauptung seines kaiserlichen Einflusses im nördlichen Deutschland.

Hart traf den Churfürsten der Restitutionsspruch, persönlich hatte ihn der Kaiser beleidigt, daß er seinen, zum Erzstift Magdeburg postulirten zweytgebornen Prinzen Johann August verwarf, um das reiche Erzbißthum seinem eignen Sohne, dem Erzherzog Leopold zuzuwenden. Niemand fachte dieses Mißvergnügen lebhafter an, als der unruhige sächsische Feldmarschall Arnheim, Emissair des mit seinem Privatleben insgeheim höchst mißvergnügten und nach Thätigkeit und Rache strebenden. Wallenstein. Johann Georg rüstete sich schnell und stark, für wen, wußte niemand. Tilly, der gar zu viele Ursache hatte, auf diese Rüstung aufsichtig zu seyn, der von dem Churfürsten ganz ungewohnte, hochfahrende Antworten erhielt, glaubte, ein offener Feind sey besser als ein heimlicher, handelte feindlich, foderte drohend eine kathegorische Erklärung. Der Churfürst antwortete: „Er sehe wohl, man wolle das lang gesparte, sächsische Confekt, jetzt auch auf die Tafel setzen, aber es seyen da Nüsse darunter, an denen man sich wohl die Zähne ausbeissen möge." Tilly verstand die Antwort, rückte gen Halle, versicherte sich des besten Theiles von Sachsen und erwartete, nachdem Leipzig sich an ihn ergeben hatte, auf dem so genannten Breitenfelde, der Verstärkungen, die ihm Tieffenbach aus Schlesien, Altringer und Graf Fugger durch Franken zuführen sollten. — Inzwischen eilte der Kurfürst nach Torgau, Gustav bey Wittenberg über die Elbe und bey Duben stiessen die kaiserlichen und säch-

sischen Völker zusammen, mit seinem nicht geringen Widerwillen, als der nie müde wurde, zwischen beyden Partheyen entscheidungslos zu schweben und von beyden sich seine Unentschlossenheit so theuer als möglich bezahlen zu lassen.

Die Kühnheit Pappenheims (eines andern Minutius) und sein kurzes Gesicht, machten aus einer Rekognoscirung, zu der ihm Tilly einige Kuirassier-Regimenter gegeben, ein ernstliches Treffen und wollte Tilly diesen auserlesenen Haufen nicht ganz zu Grunde richten lassen, so war er genöthigt, die vom Feinde angebothene Schlacht zu wagen, die er durchaus bis zur Ankunft des erwarteten Succurses zu verschieben beschlossen hatte, und diesen Streich seines Minutius, konnte Fabius Tilly nicht wieder verbessern und so geschah die unglückliche Schlacht bey Leipzig (7. September 1631) in welcher Gustavs schöpferischer Heldengeist, alle Tapferkeit und Kriegserfahrung Tillys und seiner Truppen, auf eine entscheidende Weise überwand.

Grösser als der Verlust der Kaiserlichen waren die Folgen dieser Schlacht; neuer Muth beseelte die ungewissen Protestanten, überall kam Gustaven ein abgöttischer Enthusiasmus entgegen. Dumpfe Bestürzung bemächtigte sich der Katholischen. Blitzesschnell, überall siegreich, durchzog Gustav Deutschland bis über den Main und Rhein hinaus, die Sachsen fielen in Böhmen. Spanien hatte mit den

Ge-

Generalstaaten die Hände voll zu thun. Frankreich wendete alles an, um Maximilian von Baiern, und die geistlichen Kurfürsten, um die ganze Ligue, unter dem Vorwande der Neutralität, für immer von dem Kaiser zu trennen.

In dieser äussersten Verlegenheit, that Ferdinand den schweren Schritt, dem abgesetzten Herzog von Friedland, den Oberbefehl einer Armee, bittend wieder antragen zu lassen, die er erst durch seinen Namen und größtenthels aus eigenen Mitteln, fast aus dem Nichts hervorrufen sollte. In welchem verrätherischen Einverständnisse dieser schon vor der Leipziger Schlacht mit Schweden und Sachsen gestanden, wie schlau Gustav ihn hingehalten, wie er darob ungeduldig, an den Schweden nicht minder, als an dem Kaiser Rache gesucht, unter welchen unerhörten Bedingungen er, nach langem verstellten Weigern, das Kommando endlich übernommen, das alles haben wir bereits in seinem Leben ausführlich erzählt.

„Das kann nur Oesterreich und Wallenstein!" rief Gustav mit Recht, als Wallenstein in wenig Wochen mit einem ansehnlichen Heere auftrat und die Sachsen (es war nur bey ihm gestanden, sie zu vernichten) aus Böhmen hinaustrieb.

Gustavs reissender Siegeslauf erneuerte in dem zitternden Deutschland, in dem bangen Italien, das Andenken der Heerzüge der Gothen und Vandalen, (deren König sich Gustav in seinen Titeln nannte) er selbst (unerwartetes Glück erzeugt fast allezeit diese Wirkung) hielt sich für ein, jeder sterblichen Kraft unbesiegbares Werkzeug einer höheren Macht. Sein Ruhm wurde sein einziger Zweck und er hatte sich das kolossale Projekt, die Krone von Deutschland, Böhmen, Ungern und Polen, mit der schwedischen auf seinem Haupte zu vereinigen, schon so bestimmt gedacht, daß sogar seine Gesandten geheime Aufträge zu behutsamen Eröffnungen dieses Inhaltes hatten.

Von diesem Riesenplane noch nicht ersättigt, wollte er, wenn nur erst Wallenstein eine Hauptschlacht an ihn verloren hätte, den Krieg in Deutschland Herzog Bernharden von Weimar und dem Kanzler Oxenstjerna überlassen, aus Holland eine Flotte nach Spanien führen und dort Oesterreichs Herrschaft nicht minder zerstören, als es bis dahin in Deutschland geschehen seyn würde.

Im Anbeginne des kommenden Jahres, drang Gustav den Rhein aufwärts, wendete sich auf einmal nach Franken, wo ihn das ächt protestantische Nürnberg mit offenen Armen empfieng. Bey Rein übersetzte er, unter dem Schutze seiner Uibermacht an Volk und Geschütz, den Lech, die Bayern wi-

chen, der alte Tilly wurde tödtlich, Altringer schwer verwundet. Bald zog er in München ein und ließ hier den Pfalzgrafen Friedrich, einen süßen Augenblick der Rache an seinem Vetter und bittersten Gegner, dem Kurfürsten Maximilian erleben. Vor Ingolstadt wendete ihm das Glück zum erstenmale den Rücken. *)

In Augsburg (das entzückt war, in seinem Namen Avgvsta durch ein Anagramm, den von Gvstava zu finden, wie sich auch andre in der eben nicht sehr witzigen Versetzung von Sued und Deus ungemein glücklich fühlten) hatte der König, die Huldigung für die Krone Schweden eingenommen. Diese allerdings bedenkliche Thatsache bestätigte die dunkeln Gerüchte, von bereits heimlich geschehener Verleihung verschiedener geistlicher Fürstenthümer, an die vorzüglichsten seiner Anhänger und seiner Generale.

Wie die Eroberung Ingolstadts, so schlug Gustaven auch sein weiterer Vorsatz fehl, bey Nürnberg an Wallenstein, das Schauspiel des Triumphes zu wiederholen, das ihm bey Leipzig über Tilly ver-

*) Dieser ganze Kriegslauf muß im I. Bändchen in Wallensteins Leben nachgeschlagen und hiemit verglichen werden. Der nächste Jahrgang ergänzt diese Details in Tillys Biographie.

gönnt war. Die wiederholten, immer vergeblichen Stürme auf Wallensteins Verschanzungen, fraßen einen großen Theil seines Heeres ohne allen Nutzen für seine weiteren Unternehmungen. Das wichtige Vorurtheil der Unüberwindlichkeit und Unwiderstehlichkeit Gustavs war dahin.

Die nächste Schlacht — sie wurde in den Ebenen von Lützen gegeben — kostete dem 38 jährigen Könige das Leben. Die Betroffenheit der Protestanten war so groß, daß sich lange Zeit hindurch unter dem gemeinen Volke der Wahn erhielt, er habe aus wichtigen politischen Gründen, eine Reise nach Schweden unternommen und die Nachricht seines Todes sey bloße Maske, seine Feinde desto sicherer zu machen.

Dieser wichtige Todesfall machte eine engere Vereinigung der Protestanten zum dringendsten Bedürfniß. Oxenstierna verlegte den dazu angestellten Convent nach Heilbronn, den Gustav in Ulm zu halten beschlossen hatte. Eine gemeinsame Leitung des Kriegswesens wurde bestellt: „Freunddienstlich und ganz unterthänig" ersuchten die Fürsten den Kanzler, dieses Direktorium selbst zu übernehmen. Sie bathen um Abhülfe der zum Sprichworte gewordenen fürchterlichen Ausschweifungen der Schweden. Die Antwort war: „die Disciplin sey gut, aber jetzt keine Zeit dazu, Militz und Kriegsvorbereitungen seyen das nöthigste. Wegen

der Märsche, Durchzüge und Quartiere könnten keine vorläufige Communikationen Statt haben, als wodurch das Geheimniß allzusehr kompromittirt würde. Wollte man den Magistraten überlassen, für den Soldaten zu sorgen, dürfte ihnen gar keine Einquartirung, wie dem Markolpho kein Baum zum Hänken recht seyn. Bey dem Direktorium wolle er sich keine Gegenschreiber an die Seite setzen lassen und durch Einschränkungen werde man es nur dahin bringen, daß er es lieber beim Alten lassen, sich gegen Niemand obligiren und allein das Beste seiner Krone beobachten werde."

Die deutschen Fürsten, Grafen und Herren, die kurz zuvor ihrem Kaiser gegenüber, so groß mit ihrer Freyheit gethan, liessen sichs nun gefallen, dem schwedischen Kanzler, mit entblößtem Haupte, die Speisen und das Waschwasser darzureichen, ihm ihre eignen Zimmer zu räumen und zu Fuße einher zu gehen, wenn es ihm gefiel, um ungestörten Mittagsschlaf zu genießen, die Gassen mit Ketten versperren zu lassen.

Gustavs Tod hatte noch einen andern, zwar sehr gewöhnlichen bösen Einfluß auf die Kriegsoperationen. Keiner von den verschiedenen Fürsten und Feldherrn, die theils eigene, theils die schwedischen Truppen kommandirten, wollte sich gefallen lassen, unter den Befehlen eines Andern zu stehen und doch ist ohne Einheit kein Krieg. Hier stand ein Korps

in Niedersachsen unter Banner und Torstensohn, dort ein anderes unter Horn am Rheine, Bernhard von Weimar in Franken, die Sachsen unter Thurn in Schlesien. Alles hatte die Augen auf Wallenstein gerichtet, so wenig, seit Tillys Tode, der Kaiser außer ihm einen Feldherrn mehr hatte, so wenig konnte ein Namen unter den Schweden, neben Wallensteins Namen, gesagt werden. Er hatte sich bey Lützen den Sieg zugeschrieben, ihn besiegelte der Tod des königlichen Gegners und doch floh (anders kann man es nicht nennen) Wallenstein aus Meissen nach Böhmen. Ungestraft ergoß sich Bernhard tief in Franken und Baiern hinein, bedrohte Regensburg. Wallenstein hatte kein Ohr für des Kurfürsten lautes Rufen um schleunige Hilfe, keines für siebenmal bittend wiederholte Aufforderungen des Kaisers, nur für seinen glühenden Haß wider Maximilian. So oft er sich den Sachsen näherte, geschah es nur um wechselseitiger Bewirthung willen und um mit dem verschmitzten Arnheim neue Anschläge zu spinnen. Allenthalben loderte blutroth die Kriegesfackel auf, in seinem Lager schien es tiefer Friede zu seyn; — Thurn, den er endlich bey Steinau fieng, den fluchbeladenen Urheber des Krieges, gab er statt Tod durch Henkershand, Leben und Freyheit, und geheime Aufträge — und nur des Kaisers Länder bedrückte des Kaisers übermüthige, unersättliche Armee.

Nur ein Verrückter oder ein Verräther konnte mit solchen Mitteln also handeln. Bald tagte aus dem geheimnißvollen Dunkel die schreckliche Gewißheit hervor, Wallenstein sey wirklich das letztere und wir müssen uns wiederholt auf die in seinem Leben gegebene Aufklärung berufen, welche Verführungskünste er angewendet habe, das Heer zum Feinde hinüberzuführen, mit den Schweden und Sachsen vereinigt, Ferdinanden seinen Wohlthäter zu entthronen oder doch zu einem schimpflichen Frieden zu zwingen und als König in Böhmen den Schandfleck der Verrätherey in den überglänzenden Purpur zu bergen *).

Sein gewaltsamer Tod (zu Eger am 25. Februar 1634) befreyte Ferdinanden von einer Gefahr, nicht geringer als jene, aus welcher ihn St. Hilaire mit den Dampierrischen Kuirassieren errettet hatte; — aber die Strafe des verrätherischen Einverständnisses konnte nicht zugleich auch den verderblichen Folgen desselben Einhalt thun. Herzog Bernhard erstürmte Landshut, wobey Altringer das Leben verlor, die Sachsen siegten bey Liegnitz und rückten vor Prag. An Wallensteins Stelle befehligte der König von Ungern Ferdinand das kaiserliche Heer, der spanische Cardinal-Infant Ferdinand verstärkte ihn mit 10,000 Mann auserlesener Trup-

---

*) Sein Leben im I. Bändchen.

pen, eben denjenigen, welchen Wallenstein, um sie aus Mailand nach Deutschland zu begleiten, 8000 Pferde entgegen schicken sollte, wo er zum erstenmale aus der Rolle fiel und seines Herrn Befehl offenen Ungehorsam entgegengesetzt hatte.

Diese Verstärkung machte es den an Zahl schwächeren und unter sich selbst uneinigen Schweden keineswegs räthlich, alles auf den Glückswurf eines einzigen Treffens ankommen zu lassen, und das von König Ferdinanden belagerte Nördlingen zu entsetzen. Am 16. August 1634 geschah die Schlacht bey Nördlingen, für die Protestanten eben dasselbe, was die von Leipzig für die Katholischen gewesen war; aber bey Nördlingen stieg der Verlust der Schweden ungleich höher, als jener des Tillyschen Heeres bey Leipzig gewesen war.

Unter dem König Ferdinand, der sich also in das Gewühl des Treffens gewagt, daß dicht an seiner Seite der junge Piccolomini, der Oberst Achatz, der Herzog Aldobrandino durch Musketenkugeln fielen, kommandirte Graf Mathias Gallas, die Reiterey Herzog Karl von Lothringen. Mit dem gewohnten Muthe griffen die Schweden die Anhöhen, von welchen das Schicksal des Tages abhieng und die zu deren Vertheidigung in Eile aufgeworfenen drey halben Monden an, das berühmte gelbe Regiment stürmte 17mal nach einander, allemal vergeblich. Die gute Stellung der kaiserlichen Artillerie, die

wüthenden Angriffe ihrer Reiterey gerade in dem entscheidenden Augenblick, als die Explosion mehrerer entzündeter Pulvertonnen, unter den bereits in die Verschanzungen eingedrungenen Schweden, Tod und Verwirrung verbreitete, trugen das Meiste zu dem herrlichen Siege bey. 12000 Feinde deckten den Wahlplatz, kaum 1500 Kaiserliche; 4000 Schweden wurden gefangen, unter ihnen der Oberbefehlshaber Gustav Horn, die Generale Roßstein, Cratz und Schaffelitzky, mit mehreren Obersten. Das ganze Geschütz, an 300 Fahnen und Estandarten, 1200 Pferde, gegen 5000 Wägen fielen in die Hände der Uiberwinder. —

Erst in der Gegend von Frankfurt gelang es dem heldenmüthigen Herzog Bernhard von Weimar, die traurigen Trümmer des Heeres wieder zu sammeln. Im höchsten Grade mißvergnügt, ohne Subordination und Kriegszucht, (so geschieht es fast immer, wenn ein so großes Unglück die lange Gewohnheit des Glückes mit kalter Hand unterbricht) wollten sie nicht mehr fechten bis ihr ganzer rückständiger Sold ausgezahlt sey. Alles wandte die Augen auf Oxenstierna, dieser auf die deutschen Fürsten, die sich seiner unaufhörlichen Foderungen und despotischen Behandlung müde, Frankreich in die Arme warfen (1. November 1634). Das Elsaß und alle festen Plätze am Rhein bis über Konstanz hinaus (auch die, welche sie nicht inne hatten, z. B. das wichtige Breysach) stellten die oberdeutschen

Fürsten zum Beweise ihres unumschränkten Vertrauens auf die Großmuth des Königs in französischen Schutz. Was dieser französische Schutz eigentlich bedeute, sah man klar genug, seit 1552 an den Bißthümern Metz, Tull und Verdun, die Frankreich noch immerfort fortfuhr, gegen die rechtmäßigen Besitzer zu schützen. — Philippsburg hatte Oxenstierna bereits nach Richelieus Verlangen hingegeben, das Trierische hatte französische Besatzungen, dem Herzog von Lothringen hatte Frankreich nur darum noch nicht Alles genommen, um ihm immer noch etwas nehmen und ihn so noch immer in fortwährender Abhängigkeit erhalten zu können. Die Vorrückung der Gränze an den Rhein, und einst wohl noch darüber hinaus, lag diesen Verträgen Richelieus eben so geheim als bestimmt zum Grunde. — Dagegen versprach Frankreich den Spaniern, in den Niederlanden und am Unterrhein, eine mächtige Diversion zu erregen und käme es mit Ferdinanden zum öffentlichen Bruche, ein Korps d'Armee von 12,000 Mann, vereinigt mit den Schweden, gegen Oesterreich agiren zu lassen.

Alles dieses war jedoch kein Ersatz für den bey Nördlingen erlittenen Verlust, für die Folgen dieses Sieges, den Verlust Wirzburgs, Schweinfurts und des zum Waffenplatz erkohrnen, mit unermeßlichen Vorräthen versehenen Philippsburg, für einen durch eben dieses Unglück der schwedischen Waffen herbeygeführten noch grösseren Nachtheil, für die Aussöh-

nung des Kurfürsten von Sachsen mit dem Kaiser, durch den vom Grafen Maximilian von Trautmannsdorf (am 20. May 1635) geschlossenen Prager Frieden. Beyde Theile hatten und mußten auch grosse Mässigung beweisen, um dem beyderseits fast im gleichen Grad dringenden Bedürfniß der Vereinigung, entgegen zu rücken. Das war der Hauptinhalt des Friedens: In Ansehung der vor dem Passauer Frieden eingezogenen geistlichen Güter solle es bey dem Inhalte eben dieses Friedens verbleiben, die erst später, aber vor dem 12. November 1627, also vor dem Restitutionsedikt, eingezogenen, sollten die Protestanten 40 Jahre lang ruhig besitzen, alsdann der Streit entweder gütlich ausgeglichen, oder in dem Zustande belassen werden, wie er am obigen Jahr und Tage gewesen ist. Magdeburg soll der kurfürstliche Prinz Johann August zeitlebens besitzen, die an Sachsen verpfändeten beyden Lausitzen dem Kurfürsten und seinen männlichen Nachkommen als ein Lehen der Krone Böhmen verbleiben. Was Kursachsen und die protestantischen Stände dem Kaiser oder seinen Bundsgenossen abgenommen, sollten sie zurück geben, und ihm beystehen, auch dasjenige wieder zu erlangen, was Frankreich oder Schweden an sich gerissen hatten. Von der Amnestie wurden des Kaisers rebellische Unterthanen, wurden Würtemberg und Baden-Durlach und alle diejenigen ausgeschlossen, welche in dem Rath der obern Kreise gesessen. Die sämmtlichen Kriegsvölker sollten vereinigt und wider alle diejenigen ge-

braucht werden, welche sich dem heilsamen Friedenswerke nicht anschliessen, sondern widersetzen würden.

In demselben Sommer, als dieser Friede geschlossen wurde, nahm fast ganz Deutschland dankbar und begierig die Gabe an, deren es so sehr bedurfte, nur zwey Fürsten schlugen ihn aus. Herzog Bernhard von Weimar (welchem Frankreich statt seines erträumten, aus Würzburg und Bamberg zu bildenden Herzogthums Franken — auf das Elsaß Hoffnungen gemacht hatte, die es fest entschlossen war, niemals zu erfüllen), und Landgraf Wilhelm von Hessenkassel, dem vermög des Friedens nur die Abtey Hirschfeld geblieben seyn würde, während er doch durch Waffengewalt Meister von Paderborn, vom Eichsfelde, von dem größten Theile des Münsterischen war.

Gar bald geschah der Uibergang vom Bündnisse zu den Waffen zwischen Sachsen und Schweden, welches in Deutschland unersättlich nach Entschädigungen in Land und Geld geitzend, (am 12. September 1635) zu Stummsdorf in Preussen, unter der Vermittlung Frankreichs, Englands und der Generalstaaten, den Stillstand mit Polen auf 26 Jahre verlängerte und das von Gustav Adolph mit so vieler Gefahr und Blut eroberte polnische Preussen, so wichtig für ihre Lieblingsabsicht, die Beherrschung des baltischen Meeres, ohne einen Ersatz wieder herausgab.

Der Churfürst von Sachsen ließ die Schweden aus dem Erzstifte Magdeburg treiben, aber ein ähnlicher Versuch des sächsischen Generals Baudiß auf die Meklenburgische Feste Drömitz schlug gänzlich fehl. Er wurde hier (am 22. Oktober 1635) von Banner geschlagen, welcher auch (am 24. Sept. 1636) wider die Kaiserlichen und Sachsen unter dem Grafen von Hatzfeld das Treffen bey Wittstock gewann, nachdem jene fast ganz Niedersachsen erobert und nichts geringeres im Sinne hatten, als die Schweden über die Ostsee heimzujagen. Der Krieg mit Frankreich war ausgebrochen, mit abwechselndem Glück. Die Franzosen siegten vorzüglich durch Herzog Bernhard bey Namur, mußten sich aber schimpflich von Valenza zurückziehen, verloren bald wieder alles, was ihnen Rohans Muth und List im Veltlin gewonnen hatte, die Spanier machten das innerste Holland durch die Eroberung der Schenkenschanze zittern. Gallas und der vortrefliche Partheygänger Johann von Werth drangen tief in Champagne hinein, setzten über die Oyse, Richelieu hielt nur der Spott seiner Feinde zurück, sich mit dem König von Paris nach Orleans zu flüchten, und ohne den hartnäckigen Widerstand des noch dazu schlecht versehenen burgundischen Städtchens St. Jean de Laune, hätte er sich doch dazu bequemen müssen.

Die in den Papieren des von den Spaniern gefangen nach den Niederlanden geführten Kurfür-

sten von Trier, gemachte Entdeckung der Absichten Frankreichs auf den Kaiserthron, beschleunigte Ferdinands letzten und liebsten Wunsch, die Wahl seines Sohnes zum römischen König, die (am 22. Dezember 1636) zu Regensburg, ganz ruhig vor sich gieng.

Er überlebte dieses frohe Ereigniß kaum 7 Wochen. Mit sichtbar abnehmenden Kräften verließ er Regensburg, übertrug die noch unbeendigten Reichsgeschäfte dem neuen König und begab sich nach Wien, wo er im 59. Jahre seines Alters (am 15. Februar 1637) mit der ihm eigenen Gemüthsruhe und heroischen Ergebung verschied.

Ferdinand war von ansehnlicher Person, mehr hager als fett, seine Züge spitzig, das Gesicht vielmehr spanisch als deutsch, die Farbe bräunlicht, die Augen blau, die Haare blond, die Lippen etwas aufgeworfen. Seine Manieren waren groß und gut, im Umgange herzlich, sein Anstand, wenn er in seiner Herrscherpracht auftreten mußte, wahrhaft kaiserlich.

In seinem Privatleben war er überaus liebenswürdig, seinen beyden Gemahlinnen mit schwärmerischer Liebe zugethan, also, daß er niemals allein mit einer andern Frau sprechen wollte, daß nie ein ernstliches Mißverständniß sie getrennt hat, daß sein letzter Wunsch war, zu Grätz, neben der von ihm

so oft beweinten Anna, der Mutter seiner Kinder zu schlummern, nicht in der Kaisergruft. Ein ungemein zärtlicher Vater, nahm er an dem wichtigen Werke der Erziehung seiner Kinder thätigen und verständigen Antheil. Seine Söhne übergab er bis zum 18ten Jahre der Aufsicht der von ihm über alles verehrten Jesuiten, dann zog er sie zu allen Geschäften des Krieges und Friedens, führte sie förmlich in seinen geheimen Rath ein und ging mit ihnen um, wie mit Brüdern. Sein Haus war das schönste Vorbild für alle seine Unterthanen. Niemand hat noch treue Diener so geschätzt durch Würden und Lohn, und was der höchste Lohn ist, durch unbedingtes Vertrauen so ausgezeichnet, wie er. Wenn er in den Fall kam, etwas strenge ahnden zu müssen, so bestrebte er sich sichtbar, die, welche sein Unwillen getroffen hatte, durch verdoppelte Freundlichkeit wieder zu trösten. Er nahm innigen Antheil an ihren häuslichen Angelegenheiten und pflegte nicht selten selbst ihrer, wenn sie erkrankten.

Sein Herz war so milde, daß er die meisten Verbrecher begnadigte, und seine Gerichtsstellen und seine Feldherren ihm dagegen die ernstlichsten Vorstellungen machen mußten. Er duldete nicht, daß man auch nur einen Bettler ungehört von seinem Angesicht gewiesen hätte, selbst nicht, wenn sie mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren. Er hatte der erste, den schönen Gedanken, eigne Advokaten

zu besolden, welche die Angelegenheiten der Dürftigen vertreten sollten. Etwas abzuschlagen, hielt er für schimpflich; keiner seiner Vorfahren war so großmüthig und freygebig als er gewesen und niemand hat durch seine Wohlthaten, so viel Undankbare gezogen, als er.

Er wurde nicht müde, viele und viele Stunden seiner karg zugemessenen Zeit, mit ungemeiner Geduld, dem geringsten seiner Unterthanen Audienz zu ertheilen. Ein einzigmal äusserte er sich in einer vorübergehenden ungeduldigen Aufwallung gegen einen seiner Vertrauten: „Gerne schenke ich jedermann zu jeder Zeit Gehör. Ich würde es noch viel lieber thun, wenn ich immer Dinge hörte, die zum Nutzen des Staats oder doch Einzelner gereichen können. Es ist wohl viel schwerer, unnütze Dinge zu hören als viele.“

Seine Arbeitsamkeit war eben so ausserordentlich, als sein Gedächtniß. Tief in die Nacht, auf der Jagd, las, schrieb und diktirte er. — „Bey dreyen Dingen (war seine Sprichwort) sey ihm die Zeit nie lang geworden: im Gebeth, im Staatsrath und auf der Jagd.“ — „Zur Thätigkeit, nicht zum Müssiggange habe der Himmel ihn auf den Thron gesetzt. Ein Fürst, der immer nur das gemeine Beste im Auge habe, dürfe seiner Gesundheit nicht allzusorgfältig schonen. Besser e r leide, als sein Beruf.“

Geist=

Geistliche Schauspiele, Musik, Ringelrennen, vor allem aber die Jagd waren die Vergnügungen, die er bey seinen vielen Sorgen sich gleichwohl nur sparsam vergönnte. Die letztere liebte er so sehr, daß er zwischen Wien und Preßburg gar oft in Gefahr kam, von Bethlen Gabors Streifpartheyen aufgehoben zu werden. Er führte sogar mit andern jagdliebenden Fürsten einen fortgesetzten Briefwechsel über die Menge und die Eigenschaften der erlegten Thiere. Das Wild wurde unter ihm häufig gehegt, aber dem Landmann auch der Schaden reichlich vergütet, den es in seinen Feldern anrichtete.

Ferdinand war überaus fromm, von einer Ehrfurcht für alles Hohe und Heilige durchdrungen, die ihn eben so streng gegen die eigenen, als nachsichtsvoll gegen fremde Fehler machte.

Unduldsamer Religionseifer war seine einzige Leidenschaft, aber dieser bezeichnet jede seiner Handlungen, von der Wiege bis zum Grabe. Das Fürchterlichste ist nur das, wenn die Tyranney, wenn Ehrgeiz oder Habsucht den Mantel der Religion leihen, zu ihrem Zwecke, wenn sie, wie die gefallenen Engel, Göttern gleich, eben so über die Herzen und Gewissen herrschen wollen, als durch Gewalt und Gold, über die Fäuste und Schwerter; — aber davon war Ferdinand weit entfernt. Die Glaubensfreyheit hob er auf, aber nirgends tastete er die politische Verfassung seiner Länder an: gleichwohl war die Be-

strafung ihrer Empörung, der trefflichste Vorwand, und der Sieg, das über jeden Widerspruch erhabene Mittel dazu. Habsucht der Generale, Zügellosigkeit der Truppen, Partheywuth haben vieles auf seine Rechnung gelegt, was er nie gewollt, was ihm viele schlaflose Nächte und Thränen gekostet hat. In seinen letztern Jahren, klagte er öfters darüber: „daß die Protestanten (sein ganzes Leben hindurch lag er mit ihnen in offener Fehde) ihn haßten, da er sie doch bloß aus Liebe und um sie selig zu machen, verfolge.“ — Aus einem andern Munde hätte das Heucheley oder Hohn scheinen können, bey Ferdinanden war es der reine Ausdruck seiner tiefsten Empfindung.

Wirklich konnten auch seine Feinde der unerschütterlichen Standhaftigkeit, in beyspiellosen Kränkungen, Widerwärtigkeiten und Gefahren, dieser heldenmüthigen Ruhe, wenn er nur über sich selbst und sein Gewissen ruhig war, die verdiente Bewunderung nicht versagen. In den schrecklichen Tagen, als sich Böhmen schon einen andern König gegeben hatte, und ganz Oesterreich in wilder Gährung des Ungehorsams und der Selbsthülfe, Ungern halb rebellisch und halb türkisch, und Ferdinand in seiner eigenen Burg zu Wien, von seinen Unterthanen belagert und beschossen war, Feinde überall und nirgends ein redlicher Freund, als der größte Held seines Jahrhunderts, Feldherr und König in einer Person, (was ist unwiderstehlicher?)

wider ihn in den Kampf trat und sein eigener General ihn verrieth, thronte gleichwohl immerdar die Majestät unveränderlichen Gleichmuthes in seinen Zügen. Alles hatte ihn verlassen, sein Vertrauen auf Gott und auf sein Herz war ihm geblieben, und mehr bedurfte er nicht. — Wie oft hat er betheuert und durch die That bewährt: „er wolle lieber Land und Leute verlieren, als wissentlich die Gelegenheit verabsäumen, die Lehre seiner Kirche auszubreiten, lieber ins Elend wandern und nichts in der Hand als den Wanderstab und Weib und Kinder an der Hand, sein Brod betteln von Thür zu Thüre, lieber den schmählichsten Tod leiden, als die Gott und der Kirche in seinen Landen zugefügten Unbilden länger mit ansehen." — Heinrich IV. hat seinen Glauben abgeschworen, um zu dem Besitze seines Reichs zu gelangen. Wer hätte es wohl wagen dürfen, Ferdinanden unter den allerwidrigsten Umständen, jemals ein Gleiches anzurathen?

Der religiösen Begriffe seiner Zeit zu geschweigen, bleibt es allerdings unläugbar, daß in politischer Rücksicht, wo Partheywuth und Erbitterung noch in ihrem vollen Aufstreben waren, eine Parthey dem Regenten nicht unbedenklich seyn konnte, welche, — indem sie sich für befugt und sogar für verpflichtet hielt, wider den Landesherrn, falls er sie verfolgte, die Waffen zu ergreifen um des Glaubens willen, (und was hatte nicht Bezug auf den Glauben, in den Zeiten der Verfol-

gung)—die Fortdauer der innern Ruhe untergrub und ihn hinderte, in den auswärtigen Geschäften, sich zu der ihm zukommenden Stufe der Macht und des Einflusses aufzuschwingen.

So sahen auch Franz I. und Heinrich II. und Richelieu und Mazarin. Sie liessen nichts unversucht, die Protestanten in Frankreich auszurotten; aber sie unterstützten sie aus demselben Grunde in Deutschland.

Viele seiner Räthe, selbst der wieder aufgenommene Clesel, riethen ihm zur Schonung, als er nach Tillys-Siegen, den erbländischen Protestanten nur die Wahl ließ, ihren Glauben oder seine Länder zu verlassen. Sie meinten, man sollte die Aeltern bey ihrer Religion lassen, aber ohne öffentliche Ausübung, ohne Schulen, ohne Unterricht, die Kinder würden und müßten in der Folge alle katholisch werden.

Viele der fleissigsten und gewerbsamsten Bürger, grosse Reichthümer zogen aus dem Lande, es war in kurzer Zeit auf eine unglaubliche Art eröde. 1617 zählte Böhmen 732 grosse und kleine Städte, 34700 Dörfer, 3 Millionen Seelen, — unter Ferdinand III. rechnete man nur 130 Städte, etwas über 6000 Dörfer, 780,000 Einwohner. — Dies Beyspiel genüge für die übrigen Provinzen. Die schreyenden Vorstellungen der Statthaltereyen, des

Kaisers anfängliche Betroffenheit hierüber, tilgte der Beichtvater Lamormain augenblicklich, wenn er Ferdinanden zu Gemüthe führte, seine Verfügungen hätten der katholischen Lehre, in den Erbstaaten und in Deutschland, einen Zuwachs von zehn Millionen Neubekehrten verschafft. Damit nicht alles Geld aus dem Lande verschwinde, mußte (am 19. März 1636) die gewaltsame Verfügung getroffen werden, daß die Zinsen und Kaufgelder der österreichischen Emigranten zurückgehalten werden sollten, sobald eine Wahrscheinlichkeit vorhanden war (und wo ließ sich diese nicht finden?) daß das Geld des Kaisers Feinden geliehen werden könnte?

Der Eindrücke seiner Erziehung haben wir oben gedacht. Sein ganzes Leben ist eine Kette von Widerwärtigkeiten, welche einzig in den Religionsunruhen ihren Ursprung hatten. Zwanzig Jahre hat er regiert und des Friedens süße Früchte nie gekostet, zwanzig Jahre lang das Schwert nie aus der Hand gelegt. Von langem Herrschen ist etwas Eigensinn unzertrennlich, von langem Widerstande die Erbitterung. Sehr selten, daß in einem langen, gehäßigen Streite der Richter, der Mensch bleibt, ermüdet, gereitzt, gleichwohl nicht mittelbar selbst Parthey wird.

Die Jesuiten (bey 30 Collegien hat ihnen Ferdinand erbaut und sie mit verschwenderischer Freygebigkeit beschenkt) bestärkten ihn unablässig in seinem

ohnehin schon genug aufgeregten Eifer. Er liebte sie so, daß er oft beklagte, um der Sorge für seine Länder und für sein Haus willen, sich nicht in die Einsamkeit zurückziehen und in ihren Orden treten zu können. Er sah in ihnen nicht nur seine eignen, sondern die Erzieher der gesammten katholischen Jugend, diejenigen, die am besten im Stande wären, Wankende im Glauben zu befestigen, Irrgläubige für denselben zu gewinnen. Ihren Ehrgeitz verwechselte der arglose Kaiser meistens mit dem Eifer für das gemeine Beste, in ihren Ordens-Maximen (denen sie alles übrige unterordneten, die mantuanische Sache gab davon einen berühmten Beweis) glaubte er einen Esprit de Corps zu erkennen, der als außerordentliches Mittel für die außerordentlichen Zeitläufte nicht minder angemessen sey, als der Geist des Ritterthumes den Kreuzzügen. Diese Vorliebe wird dadurch noch mehr gerechtfertiget, daß alle übrigen Mönchsorden, deren früherer Thätigkeit Deutschland den Anbau so vieler menschenleeren Einöden, neue Bande der Geselligkeit, brüderlichen Verein entzweyter Völkerschaften durch das gemeinsame Christenthum, denen es die sichere Bewahrung der ewigen Werke des Alterthumes, während einer stürmischen Zeit, verdankte, welche sie nur hätte zerstöhren, nicht verstehen können, daß die Orden gerade in den Tagen, wo die katholische Lehre ihres klugen Eifers und Beispiels am nöthigsten bedurfte, im Verfalle, daß eben die Unwissenheit und das Sittenverderbniß derselben, Hussen und Luthern und

Zwingli und Calvin, den ersten, leider gegründeten Vorwand ihrer Reformationen dargebothen haben. Da traten die Jesuiten auf, ernst, nüchtern, streng gegen sich, nachgiebig gegen andere, wenn sie nur zu ihrer Kirche gehörten, — kleinere Zwecke den größeren mit List und Klugheit unterordnend und aufopfernd, fast immer reich an ausgezeichneten Talenten, in jedem wissenschaftlichen oder Kunstfache, — reich an wichtigen, aber auch bedenklichen Verbindungen, im ganzen katholischen Europa. Wenn Generale und Geheimeräthe nicht mehr zu rathen, noch zu helfen, noch zu vermitteln wußten, haben sie doch immer, wenigstens eines aus diesen dreyen gekonnt. Um partheilos zu reden, wie es dem Geschichtschreiber ziemt, ohne Liebe, ohne Haß und vor allem ohne irgend eine Furcht, muß man gestehen, daß sie Ferdinanden in ihrer Art eben so nothwendig waren, als es ihm auf eine andere Weise Wallenstein gewesen ist.

Entscheidend war der Einfluß der Beichtväter. Wilhelm Lamormain und Johann Weingärtner, Männer von Gelehrsamkeit, aber von gar keinen liberalen höheren Ansichten, fanatisch und selbstsüchtig, spitzfindige Casuisten in der scholastischen Theologie, aber sehr schlechte in der Politik. Sie, die sich in den Geschäften gefielen, wußten Ferdinanden, aus jeder Angelegenheit eine Religionssache zu machen, darum waren auch wenige Conferenzen, denen sie nicht als Conscienzräthe beigewohnt

hätten; — und wirklich war man in Rom von manchen Entschlüssen des Kaiserhofes früher und genauer unterrichtet, als die Minister und Generale, die zur Ausführung derselben bestimmt waren.

Ferdinand liebte, in wichtigen Dingen die Meinung Vieler zu hören; Kleinigkeiten that er selbst mit einigen Federzügen, auf dem betreffenden Aktenstücke ab.

Nie wich er ein Haarbreit von seiner Ueberzeugung, gleichwohl war unter ihm weniger eine Selbstherrschaft, als vielmehr eine Collegialregierung: „denn (war sein beständiger Grundsatz) in Dingen, welche das Wohl und Weh so Vieler betreffen, sey es sicherer und beruhigender, der Meinung der Räthe zu folgen, wenn auch öfters der Erfolg nicht dafür spreche, als sich blos durch seine eigene Meinung regieren zu lassen."

Kein Fürst war von Natur friedliebender als Ferdinand, und seine ganze Regierung war ein unaufhörlicher Krieg. Er war der gerechteste und nicht leicht sind unter einem mehr Ungerechtigkeiten geschehen.

Kein Kaiser hat für die Ausbreitung der katholischen Religion mehr gethan und geopfert als er, und doch war er, während seiner ganzen Regierung mit dem römischen Hofe in Kaltsinn

und Spannung, und erhielt nie eine andere Hilfe, als Prozessionen für das Glück der ligistischen Waffen, und Exkommunikationen wider die Protestanten. — Ihm, dem ältesten einer Seitenlinie sind große und blühende Königreiche heimgefallen, Millionen hat er konfiszirt, und gleichwohl glichen seine Finanzen immer den Fässern der Danaiden.

Während zwanzigjähriger Kriege hat das Heer ihn nie gesehen. Sein einziger Versuch auf Canischa (1601) lief unglücklich ab; gleichwohl war er über die meisten seiner Feinde durch Ausharren siegreich, die meisten sind vor ihm im Elende oder eines gewaltsamen Todes gestorben.

Man darf über ihn das Urtheil eines verdienten und unverdächtigen Geschichtschreibers wiederhohlen: „die Tugenden waren sein, die Fehler des Zufalles und der Zeiten" (und man muß hinzusetzen) der Erziehung.

Am Schluße seines an wichtigen Begebenheiten reichen Lebens ist ein Blick auf die allgemeine Lage der großen Geschäfte nicht überflüssig.

Das Gold beyder Indien hatte Spanien arm gemacht, das Mutterland wurde entvölkert, entkräftet, um den Colonien emporzuhelfen. Durch die grausame Vertreibung der Moriskoes, verlor das Reich seine nützlichsten Bürger; Philipps II.

Versuche, Frankreich durch bürgerlichen Krieg zu Grunde zu richten, die Generalstaaten wieder unter sein Joch zu bringen, eben jener Elisabeth (der er einst, sehr unpolitisch, von seiner zweyten Gemahlin, der brittischen Maria das Leben erbat) durch die unüberwindliche Flotte ihr England zu entreissen, das ihm Sixtus V. geschenkt hatte, erschöpften Spanien und doch schien Philipps Regierung ein goldenes Zeitalter gegen jene seines Sohnes. Von dem Schimmer, welcher Carl V. umgab, war nur mehr ein Abglanz vorhanden, der nur dazu hinreichte, Spanien die alten Feinde zu erhalten. Aeußeres Gepränge und der hochfahrende Ton aus der Zeit der vorübergegangenen wahren Größe, bedeckte kümmerlich die Wunden, an denen das stolze, herrliche Reich langsam verblutete. — Doch war es den Nachbarn immer noch furchtbar, durch drey Dinge: durch die allzu hohe Meinung, die sie der alten Größe gedenkend, von seinen noch übrigen Hilfsmitteln hatten; durch seine eiserne Consequenz auf dem alten System und daß das Ministerium (hierinn den venetianischen Staats-Inquisitoren ähnlich) sich jedes Mittel erlaubte. Frankreich und Italien zitterte vor dem Augenblicke, wo ein günstiger Zusammenfluß der Umstände, die Höfe von Wien und Madrit in den Stand setzen würde, ihre Lande zwischen den hohen Alpen und dem adriatischen Meere (Mayland und Tyrol) zusammenfliessen zu machen. Das galt zuvörderst dem, durch die große Verschwörung des spanischen Bothschafters Marquis

Bedmar (1618) aufgeschreckten Venedig und Veltlin. Zwischen Mayland und Neapel lag der Kirchenstaat, wo der Pabst, der in den katholischen Königen seine folgsamsten Söhne erkannte, dennoch der gefährlichste Feind des spanischen Supremats in Italien war. Das Reich und Spanien übten verschiedene, einflußreiche Hoheiten über das medizeische Florenz. Seine zwischen Frankreich und Spanien eingeklemmte Lage machte das Haus Savoyen gefährlich für beyde, seine Freundschaft kostbar.

In Frankreich hatte Ludwig XIII. seine Herrschaft damit beginnen müssen, daß er gegen seine Mutter, Bruder und Unterthanen die Waffen ergriff und von den Protestanten Frieden und einen willkührlichen Gehorsam mit schwerem Gelde erkaufte. Da übernahm der Cardinal von Richelieu das Steuerruder aus der ungewissen Hand unwissender Günstlinge. Ganz zu Heinrichs IV. feindseligem System wider beyde Linien des Hauses Oesterreich zurückkehrend, herrschte er achtzehn Jahre lang unumschränkt, obgleich von Ludwigen nie geliebt, der schwach genug war, selbst an mancher Verschwörung wider ihn Theil zu nehmen. Er entwaffnete die Hugonotten und zerstörte die Reste des Feudalsystemes, indem er die mißvergnügten Großen nacheinander im Feld, auf dem Blutgerüst, durch Theilungen, durch beschimpfende Strafen, durch ehrenvolle Aufträge, die ihr ganzes Vermögen ver-

schlangen, unschädlich machte. Nur den Finanzen verstand er nicht aufzuhelfen. Bey all seiner Grausamkeit, dennoch einer der größten Staatsmänner, welche die Welt je gesehen hat.

In England, Großbritannien hieß es, seit nach Elisabeths Tode (24. März 1603) Jakob I., Sohn der von seiner Vorfahrerinn (8. Febr. 1587) enthaupteten Maria Stuart, Schottland damit vereiniget hatte, wurden alle Händel des Continents, selbst die Sache des königlichen Schwiegersohnes, des unglücklichen Pfalzgrafen Friedrich, rein vergessen über der unaufhörlichen Furcht des Pöbels vor der Rache der katholischen Eiferer, deren erster Versuch die berühmte Pulververschwörung (1605) war, und den Streitigkeiten über die königliche Gewalt. Während Jakob sich mit scholastischen Disputirsätzen beschäftigte, daß seine Macht wirklich unumschränkt und aus Gott und die Rechte der Nazion bloße Privilegien seyen, führte er diese selbst den Unruhen entgegen, die seinem Sohne König Carl I. das Leben kosteten.

Die Generalstaaten, immer noch im Kampfe mit Spanien um ihre Unabhängigkeit, hatten zwar mit den deutschen und österreichischen Protestanten, den Feind, das Ziel, großentheils auch den Ursprung ihres Aufstandes gemein; aber noch waren sie allzusehr für sich selbst beschäftigt, zerrüttet durch die innern Bewegungen der Arminianer

(Remonstranten) und Gommaristen (Contra-Remonstranten), als daß sie jenen eine andere Hilfe hätten bringen können, als die, daß sie die spanische Macht wider sich kehrten und sie dadurch hinderten, am Unterrhein, im Elsaß, in der Pfalz offensiv zu agiren.

Auf dem polnischen Thron saß Sigmund III., Ferdinands Schwager, Gustav Wasas Enkel, der katholischen Religion willen von seinem Oheim dem Herzog von Südermannland (Carl IX.) vom schwedischen Throne vertrieben. Gustav Adolph war der Sohn dessen, der ihm die Krone geraubt hatte, gegen ihn setzte er seinen Anspruch fort, Ursache genug ihn zum treuen Bundsgenossen Ferdinands zu machen. Hätte er nicht gegen eine Conföderation des unruhigen Adels und um die Moldau gegen die Türken kriegen müssen, er würde auch ein wichtiger Bundsgenosse gewesen seyn. — Rußland, dem er in den Unruhen des Pseudo-Demetrius, mehrere Provinzen entrissen, und seinen Sohn Wladislav (Moskau hatte polnische Besatzung) zum Czaar geben wollte, kam in den Berechnungen der südeuropäischen Politik noch gar nicht in Anschlag. — Nur mit einem bangen Gefühl beantwortet man sich die Frage, was etwa wohl aus Oesterreich geworden wäre, wenn vor der Pragerschlacht, wenn nach der Schlacht bei Leipzig, mit Bethlen Gabor vereint, Amurath IV., Besieger der Perser, Eroberer Bagdads, mit Macht der Donau nach, heraufgedrungen wäre?

Wie nacheinander Dänemark und Schweden, den Protestanten, mehr noch sich selbst, zum Nutzen und Frommen, wider Oesterreich gekriegt, mit wie wenigem Ruhm Christian IV. aus dem Kriege geschieden, ist im Verlaufe der Geschichte vorgekommen. Bey vielem Glücke, das Gustav Adolphs großen Talenten vielfältig zu statten kam, war das größte, daß er auch eben zur rechten Zeit, auf der höchsten Stuffe des Heldenruhmes gestorben ist. So groß, wie er wirklich war, hatten seine Bundsgenossen ihn nicht vermuthet, noch berechnet; hätte er länger gelebt und gesiegt, seine Bundsgenossen wären seine erbittertsten Feinde geworden. Nicht in Wien (Ferdinand vergoß Thränen bei dem Anblicke seines blutigen Collets), in Paris und Dresden erregte die Nachricht von dem Tage bey Lützen, die größte, nur mühsam verborgene Freude. Bey seinen Glaubensgenossen, bey einem großen Theile der Welt, die gerne betrogen seyn will, galt er noch als der uneigennützige Verfechter des lutherischen Glaubens, der unterdrückten deutschen Freyheit. Wenige Monate später hätte man in dem klugen König und schöpferischen Feldherrn dennoch den gemeinen Ehrgeizigen, den Eroberer wahrnehmen müssen.

Zweyte Abtheilung.

Berühmte Oesterreicher.

XV.

Wolfgang Gottlieb Mozart.

XVI.

Maria Anna Adamberger.

J: Blaschke sc.

XV.

Wolfgang Gottlieb Mozart.

(Geboren zu Salzburg am 27sten Jäner 1756, k. k. Kammerkomponist und Kapellmeister, gestorben zu Wien am 5ten Dezember 1791.)

Mozart, der Shakespeare der Musik, — hat eines gemein mit Mengs, Eines, was nicht Vielen zu Theil geworden ist, daß der Götterfunke des Genies, in den Tiefen seiner kindlichen Seele verborgen, mit all dem Fleiß einer planmäßigen, sorgsamen Erziehung ausgebildet wurde. Sein Vater, seit 1762 zweyter Kapellmeister bey der Fürst-Erzbischöflichen Salzburgischen Hofmusik, weihte jede Stunde, die er dem Hofdienste abkargen konnte, der Komposition und dem Unterrichte im Violin spielen. Freudig, mit ächtem Künstlerstolz und Vatergefühle gab er beydes auf, als er die trefflichen Anlagen seiner Kinder zur Musik bemerkte, und sorgte ausschließlich nur für die musi-

kalische Bildung seiner lieben Maria Anna und unseres Wolfgangs, welcher um vier Jahre jünger war.

Nicht in Torquato Tasso hat sich der Dichtkunst heiliges Feuer, früher, entschiedener geäußert, als bey Mozart die Spuren seines musikalischen Genies. Man konnte ihn nie zufriedner stellen, als wenn man ihn zum Klavier setzte, wo er, der kaum zu lallen angefangen hatte, Töne, dann Accorde suchte, worüber er dann, wenn er sie gefunden, in die lauteste kindische Freude ausbrach; nie war er vergnügter, als wenn ihm sein Vater einen Menuet oder ein Liedchen spielend beybrachte, er zeigte dabey eine Leichtigkeit, ein Gedächtniß, das jedermann in Erstaunen setzte. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde trug das Kind diese kaum gehörten Liedchen, mit der vollesten Präzision, mit dem angemessensten Ausdrucke vor.

Dabey zeigte er die lebhafteste Einbildungskraft und das feinste Gefühl, er weinte bittere Thränen, wenn man ihm seine herzliche Frage: „ob man ihn liebe?" verneinte. In seinem sechsten Jahre komponirte er schon kleine Stücke, welche dann sein Vater in Noten setzte. Einst überraschte ihn sein Vater mit einem guten Freunde, gerade als er Noten schrieb; der Vater fragte ihn, was er denn mache? Ein Concert fürs Clavier, antwortete Wolfgang. Sein Vater durchsah es nun, fand zu seiner nicht

geringen Freude, daß alles richtig nach den Regeln der Tonkunst gesetzt war und setzte lächelnd bey: „Nur Schade daß man es nicht brauchen kann, weil es so schwer ist, daß es sich nicht spielen läßt." — Dafür ists auch ein Konzert (erwiederte der kleine Wolfgang mit Unwillen) „man muß so lange exerziren, bis man es herausbringt. Sehen Sie, so muß es gehen."

Nun fieng das Kind an, es zu spielen; und die alten Künstler erreichten nur mit Mühe seine Gedankenfolge.

Um diese Zeit war er schon so weit, daß er sich auch im Auslande mit Erfolge hören ließ.

München bestimmte sein Vater zum Orte, wo sein Sohn den ersten Beyfall einärndten sollte. Es war im Jahre 1762, wo er vor dem Kurfürsten, beklatscht, bewundert ein Concert spielte. Im nemlichen Jahre ward er auch sammt seiner Schwester dem kaiserlichen Hofe zu Wien vorgestellt.

Kaiser Franz I. fand vorzüglich viel Wohlgefallen an dem kleinen Hexenmeister, wie er ihn nannte, und scherzte nach seiner angebornen Leutseligkeit oft und gerne mit ihm. Mozart zeigte dabey immer des Künstlers Selbstgefühl, von Ruhmredigkeit und Verlegenheit gleich weit entfernt.

Der Kaiser äußerte einst: „es sey wohl keine so große Kunst zu spielen, wenn man auf die Klaviatur schauen kann; aber bey verdeckten Tasten — nun das wäre so etwas!" Schnell ließ sie der Knabe verdecken und spielte eben so gut, wie vorher. Nun fand der scherzende Kaiser auch dieses nichts weniger als außerordentlich, da er mit allen Fingern spiele: „aber mit einem einzigen Finger zu spielen, das wäre Kunst." — Auch dieß that Mozart auf der Stelle, und befriedigte alle Zuhörer. Das Kind geitzte nur nach dem Lobe der Kenner, vor Großen spielte er meistens Tändeleyen und Tänzet und mag in dem Einen und Andern, so ziemlich Recht daran gewesen seyn. So fragte Mozart, als er ein Conzert vor Franz I. spielen sollte, die Umstehenden: „Ist Herr Wagenseil nicht hier? der versteht es." Wagenseil kam und der kleine Virtuose sagte: „ich spiele ein Conzert von Ihnen, Sie müssen mir umwenden."

Bisher hatte Mozart noch kein anderes Instrument als das Klavier gespielt, und sein Vater ertheilte ihm auch noch keine Anweisung auf der Violine, demohngeachtet spielte Mozart, als Wenzel seine von ihm komponirten Quartetten versuchen wollte, die Sekunde sehr brav, und selbst die Prim ohne je zu stocken, wiewohl mit vielen unrichtigen Fingersätzen.

„Ihre Geige war das letztemahl um einen Viertelton tiefer als die meine" sprach der kleine Wolfgang zu dem Violinspieler Schachtner. Der Vater, schon oft überrascht durch ähnliche Aeußerungen des unbegreiflich zarten Tongefühls seines Sohnes, ließ sogleich die Violin hohlen und sein Machtspruch traf mathematisch richtig ein.

Mozart hatte bey allen seinen Talenten auch sehr vielen Fleiß, man mußte ihn oft mit Gewalt vom Klavier ziehen; er spielte fast täglich, tief in die Nacht hinein. Er begriff auch sonst sehr leicht und brachte es vorzüglich im Rechnen zu einer großen Fertigkeit; er sprach italienisch, französisch und englisch nebst seiner Muttersprache, und später lernte er so viel Latein, als ihm zum Verstehen des Kirchengesanges nöthig war.

1763 machte der alte Mozart mit seinen Kindern die erste größere musikalische Reise in Deutschland und Frankreich.

Zu Versailles spielte der achtjährige Mozart vor dem Könige und dem ganzen Hofe die Orgel. In Paris gab er zwey Akademien, und ließ auch hier seine ersten Kompositionen stechen.

Von Frankreich gieng die Familie 1764 nach London, 1765 reisete sie durch Flandern, Brabant und Holland, wo die beyden Kleinen an den Kin-

derpocken einige Monathe krank lagen. Von da nach Frankreich zum zweytenmahl, und kehrten dann über Lyon, die Schweiz und Schwaben am Ende des Jahres 1766 nach Salzburg zurück.

Hier blieb er nun mehr als ein Jahr, verwendete sich auf das höhere Studium der Komposition und wählte die Werke Bachs, Hasse's und Händels zu Führern.

1768 kam er wieder nach Wien, wo Joseph II. ihm den Auftrag ertheilte, eine Opera buffa, la finta semplice zu schreiben. Sie wurde aber ungeachtet des Beyfalls, welchen ihr Hasse schenkte, nicht aufgeführt.

Das folgende Jahr brachte er in Salzburg bey seinem Vater zu und bereitete sich durch Vervollkommnung in der italienischen Sprache, zur Reise in das Mutterland der Musik, nach Italien vor.

Hier suchte er sich durch lebendige Muster zu bilden, durch die Bekanntschaft der vorzüglichsten Komponisten, welche Italien dazumahl aufzuweisen hatte. Sein Verdienst ward überall anerkannt. In Mayland erhielt er ein Engagement, für den künftigen Carneval zwey Opern zu komponiren, er schrieb Mithridat, und Sulla; beyde erhielten einstimmigen Beyfall. In Rom, wo er die Charwoche hindurch war, lieferte er den unumstößlichsten Beweis

seines musikalischen Gedächtnisses, indem er das berühmte Miserere, welches von Niemanden copirt werden durfte, nachdem er es das erstemahl gehört hatte, zu Hause niederschrieb, und bey der zweyten Execution ausbesserte, und dann einer versammelten Künstlergesellschaft zum allgemeinen Erstaunen auf das Genaueste vorspielte.

In Neapel fand er gleich grossen Beyfall, er mußte seinen Ring ablegen, um seine Zuhörer zu überzeugen, daß es hiebey mit rechten Dingen zugehe. Bey seiner Rückkehr nach Rom ward er dem Pabste vorgestellt, von welchem er das Kreuz und Breve als Ritter militiae auratae erhielt. In Bologna und Verona erhielt er das Diplom als Musiker und Mitglied der philharmonischen Akademie.

Nach einem 15 monathlichen Aufenthalt in Italien, gieng Mozart wieder nach Salzburg zurück, wo er sich mit kleinern musikalischen Arbeiten beschäftigte. 1777 gieng er mit seiner Mutter nach Paris, kehrte aber zurück, nachdem sie dort gestorben war.

Im Jahre 1781 beginnt seine eigentliche schöpferische Periode, welche er mit Idomeneo anfieng, er schrieb diese Oper für das churfürstliche Hoftheater in München.

Aus München ward Mozart durch den Fürsten Erzbischof von Salzburg nach Wien abberufen, und von dieser Zeit an — es war im 25sten Jahre seines Alters — lebte er auch immer in dieser Kaiserstadt. Er verschaffte sich seinen Unterhalt durch Conzerte, Compositionen und Unterricht im Clavier. Hier wurde er ein Freund des berühmten Ritters Gluck und Joseph Haydns.

1782 schrieb Mozart auf Befehl Kaiser Joseph II., der deutsche Opern empor gebracht wissen wollte, das deutsche Singspiel: die Entführung aus dem Serail, welches ungeachtet der vielen blinden Anhänger der italienischen Oper, großen Beyfall fand. Joseph, der die Schönheiten der Musik gewiß fühlte, sagte doch zu Mozart: „Zu schön für unsere Ohren und gewaltig viele Noten, lieber Mozart."

„Gerade so viel Eure Majestät, als nöthig ist" versetzte dieser mit dem Stolze des Selbstgefühles. Er hatte wohl bemerkt, daß der Kaiser ein fremdes Urtheil ausgesprochen hatte.

Eine dritte große Oper — er hatte während dieser Zeit, bereits seine schönsten Sonaten fürs Fortepiano und Quartetten herausgegeben — war die Hochzeit des Figaro; der Haß der italienischen Operisten gegen ihn war so groß, daß er die Hilfe des Monarchen während der ersten Vorstellung ansuchen mußte, damit sie nicht die Musik durch ih-

ren schlechten und unrichtigen Gesang verunstalteten.

Prag hatte Mozarts Meisterstücke schon lange verehrt, und er genoß hier vielleicht allein des Ruhmes schon in seinem Leben, der dem Unersetzlichen nach seinem Tode überall zu Theil wurde. Mozart kam im Jahre 1787 das erstemahl nach Prag, wo er vom Opernunternehmer Bondini für das künftige Jahr eine italienische Oper zu schreiben engagirt wurde. Es war sein Meisterwerk: Don Juan.

Mozart erhielt öfters Einladungen nach England und wiederholten Ruf an verschiedene auswärtige Höfe; allein er wies alle ab, als ihn Joseph zum kaiserlichen Kapellmeister mit jährlichen 800 fl. ernannte.

Im Jahre 1789 schrieb er: cosi fan tutte und machte eine Reise über Dresden nach Berlin.

1791 schrieb er: la clemenza di Tito, zum Krönungsfeste Leopolds in Prag, und die Zauberflöte für das Schikanederische Theater in Wien und seinen Schwanengesang, das berühmte Requiem. Die Veranlassung zu diesem letzten Werke war sonderbar. Es ward bey ihm in einem Briefe ohne Unterschrift bestellet und dieser Brief ihm durch einen unbekannten Bothen überbracht. Mozart ar-

beitete an demselben oft in der schrecklichsten, nagendsten Schwermuth, mit all der Verzweiflung des, mit dem hinwelkenden Körper ohnmächtig ringenden Genies, mit dem Vorgefühle der nahen Auflösung. Mehr als einmahl sagte er zu seiner Gattin: „Ich schreibe das Requiem für mich selbst." Oft ängstigte ihn der Wahn, er habe Gift bekommen. Am Tage seines Todes ließ er sich die Partitur in sein Bett bringen. „Hab ich es nicht vorgesagt, dies Requiem werde das meinige seyn?"

Eben da sich alle Aussichten eröffneten, sein Leben froh und sorgenfrey zu geniessen, gieng er dahin. Von einer Gattin, die er sehr liebte, hinterließ er zwey Kinder; von dem Sohne hat er scherzend geweissagt, es würde wieder ein Mozart aus ihm werden. Mangel an Bewegung in seiner Jugend, angestrengtes Nachtarbeiten, leichter Sinn und neben der Liebe zur Anstrengung, Hang zum Vergnügen haben sein Leben verkürzt.

Gleich nach seinem Tode meldete sich der Bothe und verlangte das Werk, welches er auch erhielt, unvollendet wie es war.

Der grosse Künstler war von Person klein und unansehnlich, in seinen Zügen nichts bedeutend als das feurige Auge. Erst nach seinem Tode fühlte man den Verlust, daß er in der schönsten Blüthe, daß er im fünf und dreyßigsten Jahre seines Alters,

den grösseren Hoffnungen seiner Freunde und aller Kenner entrissen worden ist.

Zu seinen vielen Neidern und Nebenbuhlern verhielt er sich, wie der Rhein, ein schäumendes Alpenwasser, dem See, durch den ihn sein Lauf zwingt, entkommen, nun donnernd, spiegelnd, mit tausendfältiger Schönheit ausgestattet, zu dem Rhein, der sich im batavischen Sande verliert.

Ein so unerschöpflicher Reichthum an glücklichen, theils anmuthigen, theils erhabenen, aber immer originellen Ideen, eine solche Kraft, das menschliche Gemüth in seinen tiefsten Tiefen zu ergreifen, und selbst Uneingeweihte zur Kunsthöhe emporzureissen, eine solche Leichtigkeit endlich, alle Kunstmittel zu verwenden und diese Geschicklichkeit, sie jedesmal nur zum höchsten Effekte zu benützen, hat vor Mozart Niemand besessen. Sein ergreifender Geist offenbart sich in bewunderungswürdiger Universalität in den verschiedensten Fächern, von dem kleinsten Liedchen an, womit er beim Sonnenuntergange Thränen in die Augen lockte, bis zum furchtbar erhabenen Don Juan, wo er Akkorde des Weltgerichts aus dem furchtbaren Lande der Zukunft herüber tönen ließ, von seiner kleinsten Klaviersonate, bis zur grossen Symphonie aus C dur, diesem Kanon musikalischer Kraft und Schönheit. Das Klavier hat Mozart vieles zu danken; denn er war es, der die Poesie seines Gemüths zuerst in kleineren Klavier-Stücken

ausſprach und die Konzerte von geiſtloſen Klingeley- en zu vollendeten Kunſtwerken ausbildete, indem er nicht bloß Paſſagen mit unbedeutenden Sätzen, ſondern die Inſtrumentalbegleitung weſentlich mit den Solopartbien verband, und jedes Konzert mit einem eigenen Geiſte der heiteren Anmuth, oder der ſüſſen Wehmuth ausſtattete; worinn ihm einige unſerer neueſten innländiſchen Komponiſten rühmlich gefolgt ſind. Wie er in ſeinen Opern die höchſte Leidenſchaftlichkeit mit der klarſten Schönheit verbunden, wie die Tiefe dieſer herrlichen Kompoſizionen nur nach öfterem Genuſſe ganz erſchöpft werden könne, hat der Erfolg dieſer Kunſtſchöpfungen bewieſen, welche von wahren Kennern, die nicht bloß die Theorie des Satzes erlernten, ſondern deren empfängliches Gemüth die Natur der hohen Kunſtſchönheiten offen erhielt, immer allen gleichzeitigen weit werden vorgezogen werden. Was aber Mozarts unerreichtes Genie am deutlichſten verkündet, iſt die hohe Ruhe der Ausführung, welche über allen ſeinen Schöpfungen waltet, ſelbſt die bewegteſten Stellen wie mit einem Aetherſchimmer überzieht, und ſich weit von jener erkünſtelten Begeiſterung entfernt, die, indem ſie das Neue und Ungehörte mit aller Anſtrengung aufſucht, den Charakter des Schönen am ſicherſten verliert.

J. Blaschke sc.

XVI.

Maria Anna Adamberger, geborne Jaquet.

(K. K. Hofschauspielerin, gebohren zu Wien, am 23. Oktober 1752, am 16ten May 1781 mit dem Hofsänger Adamberger vermählt, starb am 5ten November 1804.)

Der Wiener Bühne, ehrwürdig durch ihr Alter, und durch ihre frühen Verdienste um deutsche Schauspielkunst, seit, und nach dem großen Joseph, mit einem Kranze der trefflichsten Künstler geschmückt, den man in dieser Anzahl und Vollendung, anderwärts vergeblich suchen würde, — dieser Bühne gereicht es zum hohen Ruhme, neben andern schönen Früchten ganz allein in ihrem Schooße, zwo Schwestern, in der Kunst ausgebildet, und jener Stufe zugeführt zu haben, die ih-

nen der rauschende Beyfall des Publikums, das jede Anstrengung vergilt, und keiner Schönheit vergißt, die ihnen der Kenner nüchternes, partheyloses Urtheil beschieden hat.

Die beyden Schwestern waren die Töchter des Hofschauspielers Jaquet, Maria Anna, und Katharine. — Diese entriß ein allzufrüher Tod, lange vor ihrer Schwester noch größeren Hoffnungen, jene entzückte das Publikum fast durch volle vierzig Jahre, in den jüngsten, naiven Rollen, und nicht das Abnehmen ihrer Gestalt, noch minder eine geistige Unfähigkeit, sondern nur Krankheit zwang sie die Bühne zu verlassen, unter deren Zierden sie stand.

Katharine war ganz Verstand und Muth, dadurch alle Hindernisse ihres theatralischen Berufes, selbst ihr minder günstiges Organ, glücklich besiegend; Adamberger schien dagegen ein Schooßkind der Natur zu seyn. Beyde Schwestern wurden von ihrer frühesten Kindheit an, zum Theater bestimmt, und geübt. So traten sie nach und nach, von Kinderspielen, zu eigentlichen Rollen über.

Sonderbar ist es, daß so sehr auch die um sieben Jahre jüngere Katharine, nur in und für die Bühne lebte, gleichwohl Mariannen nicht Neigung, sondern kindliche Sorgfalt, für ihres Vaters Nahrungsstand, bestimmte, auf dem Theater zu

bleiben; noch sonderbarer, daß anfänglich Katharine in naiven und komischen, Marianne in tragischen Rollen debutirte, daß beyde erst nach einiger Zeit, und nur zufällig ihr Fach verwechselten, und zu jenem hinüber traten, welches das Vehikel, und die Bahn ihres Ruhmes geworden ist.

Unsere Adamberger hat niemals aus Büchern studirt, nur ihr natürliches Talent, nur die fortgesetzte scharfsinnige Anschauung kindlicher Einfalt, und Unschuld, hat sie zur grossen Schauspielerinn im Naiven gemacht, und wenn Etwas für blosse Kunst, und blossen Fleiß, ohne die schöpferischen Funken angebornen Genies unerreichbar genannt werden kann, so dürfte es wohl eben das Naive, die treue Darstellung, der, wenn es erlaubt ist, sich so auszudrücken, natürlichsten Natur seyn, desto mehr, je seltener es sich in der wirklichen Alltagswelt findet, je schwerer also, je abschreckender die Nachahmung desselben ist. Ohne die Zauberkraft des Genies giebt man sie wahrlich nicht wieder, die ächten, reinen Himmelslaute unverdorbener, unbefangener Natur, nicht einmahl täuschende Erinnerungen an Unschuld. — Nicht Blödigkeit, nicht Muthwille, nicht Koketterie, am wenigsten Frechheit (und wie oft werden in der Dichtkunst, und auf der Bühne, diese mit jener verwechselt), befriedigen. — Die erste ist ein Gebrechen, eine augenblickliche Aufwallung der zweyte, beyde letztern

Auswüchse, oder Gegensätze der wahren Naivetät, keines aus ihnen ein Gegenstand der plastischen Natur.

Aus dem Studium kindlicher Einfalt, übertrug unsere Adamberger in ihre unvergeßlichen Darstellungen, den ganzen Gang eines reinen, mit konventioneller, gesellschaftlicher Sitte unbekannten Herzens, zugleich mit Reichthum und Einfachheit; und von ihrer Rosine im Juristen und Bauern (einer der ältesten ihrer Rollen, in welcher sie Hickel für die Gallerie der k. k. Hofschauspieler gemahlt hat, in der sie das voranstehende Bildniß darstellt) bis zur Gurli, und zur Susanne im Figaro, hat sie das ganze Fach mit einer bewunderungswürdigen Mannigfaltigkeit und Sicherheit umfaßt. — Ihre Darstellungen waren wirklich ein zusammenhängendes, ununterbrochenes Ganzes, jede Handbewegung, jeder Blick, jedes Lächeln, war motivirt, hatte seine Unterordnung, hatte sein wohlberechnetes Verhältniß zum gesammten Tableau, und in der That für den Mangel dieser Einheit, können einzelne Momente, auch mit der üppigsten Kraft, und Kunst ausgestattet, nicht entschädigen, sie lassen das Verlohrne desto tiefer fühlen, sie stören ganz das Ebenmaß der Theile, des Lichtes und Schattens, und bringen ein Zerrbild hervor.

Ihr Ton, mit dem sie charakteristische Stellen gab, war so melodisch, so herzlich und innig, so scharf bezeichnet, daß sich Jedem unwillkührlich die stille Bemerkung aufdrängte: ja, so und nur so mußte das gesagt werden! — Als sie nach der letzten Darstellung ihrer Gurli hervorgerufen, dem zurufenden Haus, bloß mit dem bescheidenen „Gewesen!" — antwortete, machte sie Jedem die drey Sylben unvergeßlich, der sie da aus ihrem Munde gehört hat.

Adamberger hat aber auch noch in einem anderen, erhabeneren, aber verwandten Fache geglänzt, in der Darstellung kräftiger, mitten im Toben und Treiben menschlicher Leidenschaften, Schwächen und Thorheiten, sich rein erhaltenden, ihr Schicksal selbst bestimmenden Gemüther. Ihre Baronin in Ifflands Selbstbeherrschung, ihre Kathinka im Mädchen von Marienburg, sind gewiß, nie vergessen zu werden.

In eben dem Jahre 1804, wo die Wiener Bühne (am 24. Jan.) die vortreffliche Nouseul, wo sie (am 12. Jan.) den wackern Veteranen Bergopzoom verlor, wurde ihr auch (5. Nov.) die Adamberger entrissen. Früher schon (am 22. Febr. 1804) trat sie von der Bühne, mit den unzweydeutigsten Beweisen der Liebe des Publikums. Ihre Krankheit verboth ihr, sich selbst noch bey dieser rühren-

den Gelegenheit zu zeigen. Ihre Tochter Antonie, wurde zugleich dem Publikum als Anfängerin vorgestellt. Der um dramatische Dichtung überhaupt und insbesondere um unsere Bühne, so verdiente Collin, feyerte den Abend, durch ein Gelegenheitsstück, und durch eine Rede, in der Lange, (wie Adamberger nur in Wien gebildet) im Sinne des Schillerschen Prologs zum Wallenstein*), allen seinen Mitkünstlern über die Vergänglichkeit ihrer Kunst Trost zusprach.

---

*) In der bekannten, unerreichten Stelle:

— „schnell und spurlos geht des Mimen Kunst,
Die wunderbare, an dem Sinn vorüber.
Wenn das Gebild des Meisels, der Gesang
Des Dichters, nach Jahrtausenden noch leben,
Hier stirbt der Zauber mit dem Künstler ab.
Und wie der Klang verhallet in dem Ohr,
Verrauscht des Augenblicks geschwinde Schöpfung,
Und ihren Ruhm bewahrt kein dauernd Werk.
Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preiß,
Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,
Drum muß er geizen mit der Gegenwart,
Den Augenblick, der sein ist, ganz erfüllen,
Muß seiner Mitwelt mächtig sich versichern,
Und im Gefühl der Würdigsten, und Besten,
Ein lebend Denkmal sich erbauen — So nimmt er
Sich seines Nahmens Ewigkeit voraus;

Dreyviertel Jahre darauf starb sie; gesammelt, sehr entschlossen, graziös, noch in den letzten Augenblicken.

Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!“

Druckfehler.

Seite 80 Zeile 28 statt als lese mehr als.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hormayr, Joseph <<von>>,

Oesterreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des ö sterreichischen Kaiserstaates
Bd.: 8

Wien (1807)

BA/Biogr.c. 158-7/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11121921-2